

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 97

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Friedrich Grotjahn Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Beate Kasper



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 97

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 97

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2020 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1587-5
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Pastor Schäfer-Geschichten	
Von Berufs wegen	7
Der weiße Neger wunderbar	9
Die Geburtsanzeige	12
Klare Worte	15
Paul-Gerhard	18
Der Tod des Boxers	21
Gottes Schuhgröße	24
Die Braut sagte Nein	27
Der Taxifahrer von Amsterdam	30
Eine Gerechte mit anschließendem Bericht	33
Eine Gerechte	33
Bericht über unsere Nachforschungen	41
Kurzgeschichten	
Zwei Schwestern	47
Das ausgesetzte Buch	53
Herr König	58
Der alte Rennfahrer	62
Die Heimkehr	66
Helga im Kamin	68
Sonnige Tage <i>oder</i> Gottlieb Seidelbast und Herr Glück im Theater	79
Die Frau im Bus	100
Unfallursachensteckkarte der Autobahn bei Allershausen	104
Im Büchermeer <i>oder</i> Die Amsel	106
Im Bilde	109

Biographisches	
Nils Rimkus: Interview mit Friedrich Grot- jahn	112
Tierisches	
Der Habicht	118
Der Muthase	125
Kunigunde	130
Ameisen 2: Der Redner	133
Die Ratte und der Igel	138
Ein Täuberich	143
Nachwort	146
Anhang	
Textnachweise	153

Pastor Schäfer-Geschichten

Von Berufs wegen

Pastor Schäfer stand an der Bushaltestelle in der Innenstadt. Auf der Straße starker Verkehr. Die alte Frau vor ihm drehte sich um, sagte etwas. Pastor Schäfer verstand nicht und hielt die Hand ans Ohr. Darauf sie lauter: »Sind Sie auch schwerhörig?« Pastor Schäfer schüttelte den Kopf und sagte: »Nein, aber es ist so laut hier.« – »Ich wollte ja nur sagen«, rief die Frau, »wenn ich mein Hörgerät abstelle, dann ist es totenstill.« – »Da haben sie es aber gut«, gab Pastor Schäfer zurück. Er war sehr lärmempfindlich. Die Frau sah die Straße hinauf, aber der Bus kam noch nicht. Sie wandte sich wieder Pastor Schäfer zu. »Man merkt doch immer, wenn einer gebildet ist«, sagte sie. »Woran merkt man das?« fragte Pastor Schäfer zurück. »Die sind immer freundlich zu mir«, antwortete die Frau. »Der Mann an der Kasse hier im Laden zum Beispiel. Der sagt immer ›Gnädige Frau‹. Und immer ist er freundlich, egal, was für ein Wetter ist.« – »Meinen Sie, das liegt an der Bildung?« fragte Pastor Schäfer. »Woran denn sonst? – Der Fahrer in dem Bus eben, das war ein ganz ungebildeter Kerl. Ich komme über die Straße. Ich kann ja nicht so schnell, weil ich es an der Hüfte habe. Und außerdem bin ich doch schon 76. Das haben sie nicht gedacht, was?« – »Nein, wirklich nicht!« bestätigte Pastor Schäfer. »Jetzt habe ich vergessen, was ich Ihnen sagen wollte«, fuhr die Frau fort. »Sie wollten mir, glaube ich, etwas vom Busfahrer erzählen«, half ihr Pastor Schäfer. »Also wirklich«, sagte sie, »so etwas Ungebildetes aber auch! – der hat mich bestimmt gesehen. Wofür hat er denn seinen großen Rückspiegel. Ich winke noch. Aber meinen Sie, der ist stehen geblieben? Keine Spur! Losgefahren ist er. Und dabei hat er mich bestimmt gesehen.«

»Ich glaube nicht, daß das an der Bildung liegt«, versuchte Pastor Schäfer die Ehre des Busfahrers zu retten. »Ich glaube eher, das liegt daran, wie einer geschlafen oder was er gerade erlebt hat, oder ob er gestreßt ist. Ich zum Beispiel möchte kein Busfahrer sein bei diesem Verkehr und dem Krach hier.« – »Ich schlafe auch nicht gut«, sagte die Frau, »auch wenn ich nachts nichts höre. Aber ich habe heute morgen schon etwas Schönes erlebt: Es klingelt. – Ich habe da ein Lichtsignal in der Küche, wenn es klingelt. Das hat mir mein Sohn gebaut, weil ich die Klingel ja nicht höre. – Also es klingelt, ich gehe zur Tür: Da war aber keiner. Doch auf der Matte lag eine Tüte mit zwei Brötchen. Das war die Frau vom Hausmeister. Die tut das öfter. Aber nur, wenn sie gute Laune hat. Wenn nicht, dann keift sie sofort los. Da stelle ich gleich mein Hörgerät ab.«

Der Bus kam immer noch nicht, und die Frau begann noch einmal. »Zum Beispiel Sie«, sagte sie. »Ich?« fragte Pastor Schäfer. »Ja, Sie Sie sind bestimmt gebildet, so nett wie Sie sich mit mir unterhalten.« Pastor Schäfer wollte in aller Bescheidenheit abwehren. Doch die Frau fragte weiter: »Was sind sie von Beruf?« – »Ich bin Pfarrer«, sagte Pastor Schäfer. »Fahrer«, fragte sie zurück und sah ihn streng an: »Sind sie etwa doch Busfahrer? Eben haben Sie noch gesagt, sie möchten keiner sein.« »Nein«, rief Pastor Schäfer. »Ich bin kein Fahrer. Ich bin Pfarrer. Verstehen Sie: Pastor!« Es war ihm peinlich, seinen Beruf so laut in die Gegend zu brüllen. Die anderen Leute sahen auch schon zu ihnen herüber. »Ach, Pastor sind Sie«, sagte die Frau. »Ja, dann müssen Sie ja nett sein – von Berufs wegen.« Sie fingerte an ihrem Hörgerät. Pastor Schäfer fühlte sich als Mitmensch nicht ernst genommen. Er versuchte es noch einmal: »Meinen Sie, daß es das ist?« fragte er. Aber sie hatte ihr Gerät abgestellt und sah die Straße hinauf. Von da kam der Bus.

Der weiße Neger wunderbar

Jeden Sonntagmorgen sah er sie dort sitzen. In der äußersten Ecke rechts. Die Woche über saß sie im Dunkeln; Licht bekam sie nur, wenn Pastor Schäfer den Schrank aufmachte, um seinen Talar herauszuholen oder ihn wieder zurückzuhängen.

Sie wegzwerfen hatte er sich immer noch nicht entschließen können. Und verschenken mochte er sie nicht. Zu sehr war sie mit dieser Geschichte verbunden. So blieb sie dort sitzen, weiß mit schwarzem Kraushaar, und sah ihn sonntagmorgens mit großen Augen an. Bisweilen glaubte Pastor Schäfer, in ihren Augen einen stummen Vorwurf ausmachen zu können; und dann sagte er zu ihr: «Ja, ja, ich weiß. Aber was willst du machen, wo es so etwas wie dich doch gar nicht gibt.»

Die Geschichte dazu lag einige Jahre zurück. Julia, das ernsthafte kleine Mädchen aus seinem Kinderchor hatte sich längst in eine von diesen gräßlich albernen Konfirmandinnen verwandelt und würde vermutlich mit der Konfirmation ihre kirchliche Karriere beenden. Ihre Mutter traf er hin und wieder beim Einkaufen. Sie grüßten sich eher höflich. Ihre Bekanntschaft lag ja nun auch schon einige Jahre zurück. Nur die Puppe im Schrank erinnerte ihn allwöchentlich an Julia, wie er sie damals kennengelernt hatte.

Pastor Schäfer hatte mit seinem Kinderchor »Der Mond ist aufgegangen ...« eingeübt. Und während des Singens glaubte er zu hören, daß jemand einen falschen Text sang. Er ließ die erste Strophe noch einmal singen. Und da hörte er es deutlich. Julia sang:

»Der Wald steht schwarz und schweiget.

Und aus den Wiesen steigt

Der weiße Neger wunderbar.«

Und dabei sah sie Pastor Schäfer ernsthaft mit großen, dunklen Augen an.

Nach der Chorstunde behielt Pastor Schäfer sie zurück; – ob sie ihm noch beim Wegräumen der Liederhefte helfen könne. Als sie allein waren, fragte er: »Was hast du denn da eben gesungen? Im Buch steht doch: ›... und aus den Wiesen steigt der weiße *Nebel* wunderbar.«

»Weiß ich«, sagte Julia.

»Und?« fragte Pastor Schäfer.

»Ich singe aber: ›der weiße *Neger* wunderbar‹. Viel wunderbarer als das mit dem Nebel.«

Pastor Schäfer war erstaunt. Doch je mehr er darüber nachdachte, entzückte ihn die Vorstellung. Deutlich sah er die nächtliche Szene vor sich: Im Hintergrund deutscher Wald, schwarz, schweigend. Davor Wiesen im silbernen Mondlicht. Und ihnen entstieg ein weißer Neger. – Das war wirklich wunderbar!

Als Kind hatte er auch solche Bilder gesehen und erfunden. Bis man ihn über die Wirklichkeit aufgeklärt hatte. – Weiße Neger gibt es nicht; schon gar nicht auf einer deutschen Waldwiese.«

»Kann ich gehen?« fragte Julia.

Pastor Schäfer hatte damals beschlossen, Julia zum Geburtstag einen weißen Neger zu schenken. Das war leichter gedacht als getan. Er hatte in Kaufhäusern und Spielzeuggeschäften gesucht. Negerpuppen wurden nicht geführt, weiße schon gar nicht. »Neger gehen heutzutage ausgesprochen schlecht«, erklärte ihm ein Verkäufer. »Die einen wollen sie nicht, weil ihre Kinder nicht mit Ausländern spielen sollen; die anderen nicht, weil sie keine Rassen sein wollen, sagen sie.«

Immerhin hatte Pastor Schäfer hier die Adresse eines Puppenherstellers erfahren können, der früher einmal Negerpuppen geliefert hatte.

Er rief dort an und erfuhr, daß man diese Produktion schon vor längerer Zeit eingestellt habe. »Wir produzieren zur Zeit nur Weiße.« – »Schade«, sagte Pastor Schäfer.

»Ich brauche auch eigentlich etwas Ausgefallenes: eine

weiße Negerpuppe.« – »Warten Sie mal«, kam es aus der Leitung, »da könnte ich Ihnen vielleicht sogar helfen. Wir hatten da einmal eine Montags-Produktion. Fehlfarben. Sah übrigens gar nicht schlecht aus: weiß mit negroiden Zügen und schwarzem Kraushaar. Ja, ich habe hier noch eine liegen. Sie hat Schlaugaugen und kann ›Mama‹ sagen.« – »Ein weißer Neger – wunderbar!« sagte Pastor Schäfer. Am Vorabend von Julius Geburtstag hatte Pastor Schäfer die Puppe in Geschenkpapier gewickelt und war mit ihr zu Julius Mutter gegangen. Er hatte sie bitten wollen, den weißen Neger mit einem Gruß von ihm auf den Geburtstagstisch zu stellen.

Die Mutter gefiel ihm fast ebenso gut wie die Tochter, dieselben ernsthaften, dunklen Augen. Er erzählte ihr vom Chor und vom »weißen Neger wunderbar«; und sie sprachen über Kindheitserinnerungen. Es war ein schönes Gespräch; doch in der Sache selbst konnte er nichts ausrichten. Bei aller Liebe zur kindlichen Phantasie, sagte Julius Mutter, die Puppe komme nicht in ihr Haus. »Wir reden übrigens nicht von ›Negern‹, sondern von ›Farbigen‹«, fuhr sie fort. »Und überhaupt: Julia spinnt sowieso viel zu viel. Es wird langsam Zeit, daß sie lernt, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind.«

»Seht ihr den Mond dort stehen?

Er ist nur halb zu sehen

Und ist doch rund und schön«, sagte Pastor Schäfer.

»Ja und?« sagte Julius Mutter.

»So sind wohl manche Sachen,
die wir getrost belachen.

weil unsre Augen sie nicht sehn.«

Seit diesem Abend saß die Puppe im Schrank. Und jeden Sonntagmorgen, wenn Pastor Schäfer seinen Talar aus dem Schrank holte, sah sie ihn stumm mit großen, dunklen Augen an.

Die Geburtsanzeige

Pastor Schäfer überflog die Familienanzeigen. An einer blieb er hängen. Zuerst dachte er, etwas aus der Autobranche sei versehentlich auf die Familienseite geraten, doch dann merkte er, daß es wirklich eine Geburtsanzeige sein sollte.

»Unser 2. Sondermodell:
Typ: Isermann
Modell: Boris
Planung und Design: T. und E. Isermann
Länge: 53 cm
Leergewicht: 3880 g
Erstzulassung: 2.9.1986
z.Z. TÜV Städtisches Krankenhaus«

Und als »Standort« war die Stadt angegeben, in der Pastor Schäfer wohnte. Pastor Schäfer fand die Anzeige ausgesprochen geschmacklos: die Rede von der Geburt eines Menschenkindes zur Blech-Sprache verkommen.

Ein Psalmwort fiel ihm ein: »Du hast meine Nieren bereitet, du hast mich gebildet im Mutterleib. Ich danke dir dafür, daß ich wunderbar gemacht bin.«

Er dachte daran, daß man bei der Taufe – wenn dieses »Modell« denn getauft werden sollte – singen würde: »Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet ...« – Da war weder von »Design« noch von »Erstzulassung« die Rede.

Doch dann fragte er sich, ob sein Widerwillen gegen diese Art von Geburtsanzeige nicht vielleicht nur seinem bürgerlichen Geschmack entstamme, und ob er – Pastor Schäfer – als Kirche in solcher Bürgerlichkeit verfangen, nicht überhaupt unfähig sei, auf die »neuen Gegebenheiten in einer gewandelten Welt« einzugehen. Er mußte daran denken, wie seine Konfirmanden das schöne alte

Wort: »Kreatur« mit »Reparatur« verwechselten und regelmäßig – und sei es auch nur, um Pastor Schäfer zu ärgern – die Erklärung des Glaubensbekenntnisses abwandeln in: »Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Reparaturen ...«

Und dann sah er sich die Anzeige noch einmal an:

Natürlich, stellte er fest, ist Boris ein »Sondermodell«. Wer will schon noch als »Standard-Kind« auf die Welt kommen! Und zwar ist Boris bei den Isermanns schon das zweite herausgehobene Exemplar. Was für eine glückliche Familie! Doch auch bei näherem Hinsehen fand er keine Auskunft auf so wichtige Detailfragen wie: Schadstoffarmut, Steuerbegünstigung, Abgasreinigung und zusätzliche Ausstattung. Die Frage, ob »Kauf« oder »Leasing« stellt sich hier wohl nicht, meinte er, aber was heißt bei diesem »Modell« eigentlich »Leergewicht«?

Die Pfarramtssekretärin meldete sich: »Ein Anruf für Sie! Ein Herr Iser ...oder Isen ..., ich habe den Namen nicht richtig verstanden.« – »Isermann?« fragte Pastor Schäfer. »Kann sein«, sagte sie, »drücken Sie bitte aufs Knöpfchen!« Pastor Schäfer drückte. »Guten Tag, Herr Pastor«, sagte der Mann, »ich möchte meinen Sohn zur Taufe anmelden.«

»Aha!« sagte Pastor Schäfer. – Jetzt hatte ihn der Herr in seine Hand gegeben. »Sicher hat Ihr neues Modell auch die Qualitäten, die auch Ihr erstes Modell auszeichnen«, begann er, »die Langlebigkeit, die Zuverlässigkeit, die Wirtschaftlichkeit.«

»Wie bitte?« fragte der andere. Er wirkte irritiert. »Und mit diesem neuen Entwurf wollten Sie sicher nicht nur hohen Stylingansprüchen gerecht werden, sondern vielmehr ein Modell mit Standfestigkeit, Spurtreue und Langlauffreudigkeit schaffen.« »Bin ich richtig verbunden mit Herrn Pastor Schäfer?« fragte es aus der Leitung.

»Aber gewiß doch«, sagte Pastor Schäfer. »Sie wollen Ihr neues Modell zur Taufe anmelden. Das ist auch unsere

Empfehlung. Die Taufe gewährt vollen geistlichen Versicherungsschutz, der unbegrenzt zeitlich und ewig gilt, und zwar automatisch. Falls dieser Schutz erweitert werden soll, können Sie Zusatzverträge abschließen: Konfirmation, Trauung und schließlich: kirchliche Beerdigung. Die schließt zwar keinen Rücktransport ein, kann aber individuell gestaltet werden.«

»Hören Sie ...« – der andere wurde laut, doch Pastor Schäfer war nicht mehr zu bremsen. »Auf unseren besonderen Service möchte ich Sie noch aufmerksam machen: den Evangelischen Kindergarten. Er repräsentiert den neuesten Stand der Erziehungs-Technologie: entwickelt, um die Modelle der 80er zu begleiten. – Und im übrigen«, fügte er hinzu, »erhalten Sie jederzeit fachkundige und freundliche Beratung durch Ihren Partner, Pastor Schäfer.«

»Aber mein Sohn ...« stöhnte der andere.

»Ihren Sohn sollten Sie übrigens nicht ›Boris‹ nennen«, sagte Pastor Schäfer, »nennen Sie ihn ›Günter Thomas‹.«

»Aber warum?« wollte der Mann wissen.

»›Günter Thomas Isermann‹, abgekürzt ist das ›GTI‹«, sagte Pastor Schäfer freundlich. Er war jetzt fertig und mit sich zufrieden.

»Jetzt hören Sie mir aber zu!« schrie der Mann ins Telefon.

»Erstens heißt mein Sohn nicht ›Boris‹, sondern ›Markus‹. Zweitens heiße ich nicht ›Isermann‹, sondern ›Isengard‹. Und drittens wollte ich nicht meinen Wagen waschen, sondern meinen Sohn taufen lassen. Aber da bin ich bei Ihnen offenbar an der falschen Adresse, Sie Himmels-Techniker!«

»Oh«, sagte Pastor Schäfer und wurde rot. – Doch der Mann hatte schon eingehängt.

Klare Worte

Pastor Schäfer mochte die praktischen, jungen Leute, die da in Jeans und bunt bedruckten Sweatshirts vor ihm saßen. Drei Jahre schon lebten sie zusammen; und nun wollten sie heiraten.

Er sprach mit ihnen über die Trauung. Und sie hatten sich darauf geeinigt, das sogenannte ›Gebot Gottes über den Ehestand‹ aus dem Epheserbrief, in dem es heißt: »Die Frauen seien untertan ihren Männern ...« aus der Bibel lesung herauszulassen. Dieses Wort, meinten sie, widerspräche doch allzu direkt ihrem Verständnis von partnerschaftlicher Beziehung.

»Also, ich hole Sie dann an der Kirchentür ab«, sagte Pastor Schäfer, »und wir gehen dann gemeinsam ...«, da unterbrach ihn der junge Mann. »Wir wollten das am Anfang anders machen.« – »Wir finden, das ist feierlicher«, ergänzte die junge Frau.

Pastor Schäfer witterte Schwierigkeiten: »Und wie wollen Sie das am Anfang machen?« – »Ich«, sagte der junge Mann, »gehe mit meinen Freunden zuerst in die Kirche und stehe vorne am Altar. Dann kommt sie mit ihrem Vater. Der führt sie zu mir; und dann können Sie anfangen.«

»Und wo bleibt dabei Ihre ›partnerschaftliche Beziehung‹?« – »Was hat denn die mit der Kirche zu tun?« – »Jetzt passen Sie einmal genau auf«, sagte Pastor Schäfer. »Was Sie da vorschlagen, ist der blanke Rückfall ins Patriarchat: Die Braut, die bisher im Hause des Vaters, unter seiner Obhut und Herrschaft gelebt hat, wird von ihrem alten Herrn ihrem neuen Herrn zugeführt. – Und die Kirche gibt anschließend den Segen dazu. Das können Sie doch nicht wollen!« – »Aber bei der Hochzeit von Prinz Charles und Lady Di war das auch so«, meldete sich die junge Frau wieder zu Wort, »und in der Kirche kann es ruhig noch ein bißchen so sein wie früher.« – »Ja, wenn

das so ist und wenn Sie drauf bestehen«, sagte Pastor Schäfer, »dann lese ich auch den Abschnitt aus dem Epheserbrief.«

So kam es, wie es kommen mußte. Pastor Schäfer stand hinter dem Altar und sah sich die Show an. Zuerst kam der Bräutigam, flankiert von zwei Freunden. Angetan war er mit neugekauftem altmodischen Schick: Stehkragen, Frack, Myrtensträußchen. In der weiß-behandschuhten Rechten trug er einen Zylinder, den er, am Altar angekommen, seinem Freunde zur treuen Verwahrung übergab.

Alsdann wurde die Braut hereingeführt. Eingehüllt in Weiß und Spitze schritt sie am Arm eines würdevollen älteren Herrn durch die Kirche. Vor dem Altar traf man aufeinander. Wohlwollend lächelnd übergab der Vater die Tochter dem Ehemann. Der sah ihr freudig erstaunt entgegen, als sehe er sie zum ersten Mal. Es gelang ihnen, sich zu küssen, ohne die Frisur oder sonstige Gestecke zu beschädigen. Die Orgel brauste. Die heilige Handlung konnte beginnen.

Pastor Schäfer schlug vor, aus dem Gesangbuch das Lied zu singen:

»Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ,
im Stande, da dein Segen ist,
im Stande heil'ger Ehe.«

Doch da niemand mitsang, sang er es allein.

In seiner Predigt schlug er einen großen Bogen von der Eva im Paradies, die nicht umsonst aus einer Rippe Adams – also erst nachträglich und so dem Manne nachgeordnet – geschaffen worden sei, über die berühmte Epheserbrief-Stelle bis hin zu der, wie er sich ausdrückte: »feinen symbolischen Handlung«, der er eben habe beiwohnen dürfen, der Übergabe der jungfräulichen Braut aus der wohlthätigen Herrschaft des Vaters in die ihres Ehemannes. Dann wandte er sich an den etwas blöde lächelnden Bräutigam. Ihm sage der Apostel, sagte Pastor Schäfer: »Ihr

Männer, liebet eure Weiber!« – Und was hier gefordert werde, Unterordnung auf der weiblichen und Liebe auf der männlichen Seite, das sei zugleich die Abkehr von jener öden Gleichmacherei, wie sie heutzutage immer wieder in der Rede von der angeblichen Gleichberechtigung oder der sogenannten »partnerschaftlichen Beziehung« zum Ausdruck komme. Mann und Frau seien nun einmal verschieden von Natur aus oder – wie oben bereits ausgeführt – aufgrund der Schöpfungsordnung.

Die liebliche Braut tröstete er alsdann mit dem Hinweis: Wenngleich der Mann in einer Ehe auch weniger Verstand habe als die Frau, so schade es dennoch nicht, daß er der Herr im Hause sei. Eine kluge Frau sei imstande, den Mann dahin zu bringen, daß er nur das befehle, was sie selbst wolle.

Pastor Schäfer beschloß seine Rede mit dem alten Ehe-Kalauer: »Der Mann ist das Haupt und die Frau der Hals, der das Haupt dreht. Amen.«

Nach der Zeremonie geleitete Pastor Schäfer die Hochzeitsgesellschaft zur Kirchentür. Er erwartete, daß man wenigstens beleidigt wäre. Doch das frisch getraute Paar bedankte sich artig für die schöne Trauung. Es sei, sagte der Mann, ja ein bißchen »old-fashioned« gewesen; aber es habe doch alles sehr schön in den Rahmen gepaßt. Und der Vater der Braut sah Pastor Schäfer voll Würde an und erklärte, so klare Worte habe er nicht erwartet.

So war alles eitel Freude. Nur Pastor Schäfer war beleidigt, weil niemand beleidigt war. Er hatte sich solche Mühe gegeben.

Paul-Gerhard

Der Anruf kam mitten in der Nacht. Pastor Schäfer stand leise auf und ging ins Arbeitszimmer zum Telefon. Dann zog er sich an und packte seinen Talar in den Koffer. Als er dabei war, eine Weinflasche aufzumachen, stand seine Frau in der Küchentür:

»Jetzt Rotwein? Hast du noch alle Tassen im Schrank? Weißt du, wie spät es ist?« – »Tassen ist gut«, sagte Pastor Schäfer, »Krankenabendmahl. Im übrigen ist es drei Minuten nach halb zwei; und ein Christ ist immer im Dienst. Kannst du mir eine Taxe rufen?«

Er goß Wein in die kleine Flasche, die zu dem praktischen Krankenabendmahlsbesteck gehörte, verkorkte sie sorgfältig, legte sie in das dazugehörige Futteral, sagte zu seiner Frau, die wieder zurückgekommen war: »Du wirst dir noch den Tod holen, barfuß auf den Fliesen. In einer Stunde bin ich wieder da«, und verließ die Wohnung.

Er kam zum Krankenhaus und ließ sich den Weg zu Station 6 beschreiben. Auf der Station begrüßte ihn die Nachtschwester: »Sie werden schon sehlichst erwartet. Kommen Sie!« Dabei sah sie Pastor Schäfer an, als ob sie eben bemerkt hätte, daß er nicht rasiert war. Pastor Schäfer wischte mit der Hand über die Bartstoppeln an seinem Kinn und folgte der Schwester. Sie führte ihn zu einem Zimmer am Ende des Flures, öffnete die Tür und sagte:

»So, da sind wir.«

Im Bett lag ein kleiner, alter Mann. Er hatte die Hände auf der Bettdecke gefaltet, die Augen geschlossen und atmete schwer. Daneben, auf einem Stuhl, saß seine Frau. Als sie Pastor Schäfer sah, erhob sie sich, kam auf ihn zu und nahm seine Hand in ihre beiden Hände. »Wir haben schon so sehr auf sie gewartet«, sagte sie mit bewegter Stimme.« Mein Mann möchte so gerne noch das letzte Abendmahl haben.«

Pastor Schäfer stellte den Talarkoffer ab und sah sich nach einem Tisch für die Abendmahlsgeräte um. Er zog seinen Mantel aus und suchte einen Haken. Dann legte er ihn auf das zweite Bett im Zimmer. Das war leer. Er baute die Abendmahlsgeräte auf, steckte die Kerzen an und schob den Tisch zum Bett. Dann zog er seinen Talar an und band das Beffchen um. Der Mann hatte sich während der ganzen Vorbereitungen nicht gerührt.

Pastor Schäfer, nun vollständig vorbereitet, trat ans Bett, schlug die Agende auf und las die Anrede:

»Lieber Bruder. Du begehrt, das heilige Abendmahl ... zu empfangen, auf daß es dich erquicke in deiner Schwachheit und stärke auf dem Weg zur ewigen Heimat.« Da schlug der Mann die Augen auf, sah Pastor Schäfer an und sagte: »Nein.« Dann machte er die Augen wieder zu.

Pastor Schäfer war verwirrt. Er sah hilflos zur Frau hinüber, wandte sich dann erneut dem Manne zu und fragte: »Sie möchten also das Abendmahl nicht?« Die Antwort kam leise, aber nachdrücklich: »Nein.« – »Aber Paul-Gerhard!« kreischte die Frau – und zu Pastor Schäfer gewandt: »Natürlich bekommt er das Abendmahl! Er will es auch selber!« – »Sind sie sicher?« fragte Pastor Schäfer. Die Frau wandte sich wieder ihrem Manne zu. »Natürlich willst du es! Du hast es doch selber versprochen! Wenn du jetzt stirbst – ohne das Abendmahl ... Ach was bin ich unglücklich!« Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte. Der Mann hatte sich zur Wand gedreht.

Pastor Schäfer wartete eine Weile mit der Agende in der Hand. Dann klappte er das Buch zu und goß den Wein aus dem Kelch ins Waschbecken. Niemand nahm von ihm Notiz. Er packte die Abendmahlsgeräte ein, zog den Talar aus, den Mantel an und machte sich zum Gehen fertig. Er warf noch einen Blick auf die beiden. Die Frau war mit sich selbst beschäftigt. Der Mann rührte sich

nicht. »Ja, das war es dann wohl. – Guten Morgen«, sagte Pastor Schäfer und ging.

Vier Wochen später bekam er einen Anruf. Der Name des Anrufers sagte ihm nichts.

»Ich bin der, dem Sie im Krankenhaus neulich das Abendmahl geben wollten.« – »Ach, der Paul-Gerhard«, sagte Pastor Schäfer.

»Paul-Gerhard ist nur mein Vorname.« – »Entschuldigung«, sagte Pastor Schäfer. »Macht nichts; das passiert mir öfter«, sagte der Mann, »ich wollte Ihnen auch nur sagen, daß ich wieder zu Hause bin. Und Sie wollten mich neulich schon ins Jenseits befördern.« Pastor Schäfer wehrte bescheiden ab.

»Es ging mir aber auch wirklich schlecht«, fuhr der Mann fort. »Ich habe tatsächlich gedacht, ich wäre jetzt dran. – Und meine Frau erst ...– Aber das haben Sie ja selbst erlebt. Aber von da an, wo ich ›Nein‹ gesagt habe, da ging es wieder aufwärts.«

Der Tod des Boxers

Es war alles sehr schnell gegangen. Pfarrer Schäfer hatte versucht, den stark angetrunkenen Mann daran zu hindern, bei Rot über die Kreuzung zu gehen und ihn, als alles Reden nicht fruchtete, an seiner Jeansjacke festgehalten. Der aber hatte, im Bemühen, die lästige Behinderung loszuwerden, seinen Arm losgerissen und Pfarrer Schäfer mit dem Ellenbogen voll ins Gesicht getroffen. Und während Pfarrer Schäfer zurücktaumelte, war er seines Weges gegangen, quer über die Kreuzung, zwischen lauter hupenden und bremsenden Autos hindurch.

Noch völlig benommen und mit schmerzdem Kopf war Pfarrer Schäfer zu Hause angekommen; und trotz der Auflage von in Essigsaurer Tonerde angefeuchteten Tüchern sah sein Gesicht bald schlimm aus. Mit seinem zugequollenen rechten Auge bot er am nächsten Tag den Anblick eines Boxers nach einem verlorenen Kampf. – Und ausgerechnet am Tage drauf mußte er diesen ehemaligen Boxer beerdigen.

Der Mann war einmal eine lokale Größe im Boxsport gewesen; hatte dann im hohen Alter von 32 Jahren das Boxen aufgegeben, war ins Schrotgeschäft eingestiegen und nun, Mitte 40 und etwas verfettet, mit seinem Sportwagen auf der Autobahn unter einen Lastwagen geraten.

Pfarrer Schäfer hatte noch nie einen Boxer beerdigt; und diese Beerdigung wurde ein lokales Ereignis mit erheblicher boxsportlicher Präsenz. Zumindest saßen bei der Trauerfeier eine ganze Reihe von ernsten Männern in der Halle, die in ihren eng sitzenden schwarzen Anzügen sehr stark aussahen.

Als Pfarrer Schäfer das Rednerpult bestieg und sich der Gemeinde zuwandte, glaubte er ein Raunen im Saal zu vernehmen, und er hatte den Eindruck, daß die Trauergäste ihn mit besonderem Interesse ansahen.

In seiner Trauerrede sprach er vom Leben, und daß das Leben ein Kampf sei, genauer eine Folge von Kämpfen, in denen es nicht nur Siege gebe, sondern auch Niederlagen – oft auch sichtbare. Und nach seinem Empfinden folgte die Trauergemeinde seiner Predigt mit mehr Aufmerksamkeit als das bei Beerdigungen üblich ist.

Nach der Beisetzung verabschiedete sich Pfarrer Schäfer von den Verwandten. Dabei drückte der Bruder des Verstorbenen ihm so bewegt und so nachdrücklich die Hand, daß Pfarrer Schäfer befürchtete, er werde nie wieder einen Stift halten können, und sagte: »Herr Pfarrer, ich danke Ihnen für Ihre aufrichtigen Worte. Wenn man Sie ansieht, dann spürt man: Der Mann weiß, wovon er redet.«

Am nächsten Tag erschien in der Lokalpresse ein großer Bildbericht von der Beerdigung. Unter anderem war ein Photo wiedergegeben, das Pfarrer Schäfer bei seiner Ansprache zeigte, recht nah und recht deutlich. Und im Text dazu war von des Predigers »großem Einfühlungsvermögen« die Rede. Pfarrer Schäfer, als er das las, war sich nicht klar darüber, ob das ernsthaft gemeint, oder ob hier Ironie im Spiel gewesen war.

Wenigstens war es dieses »Einfühlungsvermögen«, was in den nächsten Tagen in der Gemeinde und darüberhinaus diskutiert wurde. Es gab welche, die sprachen von einem »typischen Fall von Überidentifikation«. Andere fragten sich, ob Pfarrer Schäfer, hätte er einen Feuerwehrmann zu beerdigen, mit einem Feuerlöscher erscheinen würde – oder im Fall eines toten Zirkusdirektors mit einem dressierten Affen auf der Schulter.

Der Dekan wandte sich an Pfarrer Schäfer direkt. Er rief ihn an, er habe das Photo in der Zeitung gesehen und möchte gerne wissen, wie es ihm gehe. Und als Pfarrer

Schäfer antwortete, es sei schön, daß der Schmerz nachgelassen habe, meinte er, es sei doch erstaunlich, wie weit er – Bruder Schäfer – in seinem missionarischen Bestreben tatsächlich gegangen sei. Zwar habe Paulus uns Christen nahegelegt, »den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche« zu sein; von Boxern sei aber bei dem Apostel nicht die Rede gewesen. Und so müsse doch angesichts seines – Bruder Schäfers – »Gesichtsverlusts« die Frage erlaubt sein, ob ein derartiges Maß an persönlichem, ja körperlichem Einsatz sich letztendlich nicht doch kontraproduktiv auswirke. »Es muß wohl jeder selbst wissen, wie ernst er seinen Beruf nimmt«, antwortete Pfarrer Schäfer.

Gottes Schuhgröße

»Und jetzt erzähle ich euch, wie Mose vor dem brennenden Gebüsch stand und seine Schuhe ausziehen mußte«, sagte Pfarrer Schäfer. Da wurde er von Judit unterbrochen: »Herr Schäfer, kuck mal; ich habe auch neue Schuhe!«

Pfarrer Schäfer wußte nicht, ob Mose damals neue oder alte Schuhe getragen hatte; aber er wußte, daß er ohne Judits Schuhe gewürdigt zu haben, mit Mose vor dem brennenden Dornbusch nicht zum Zuge kommen würde. Und so sagte er zu Judit: »Dann komm doch mal her und zeig sie uns allen.«

Judit kam aus der Bank und ging zu ihm. Er nahm sie an die Hand; und sie hob den rechten Fuß hoch, damit alle ihre neuen Schuhe sehen konnten. Die waren pink-lila. Damit, dachte Pfarrer Schäfer, sei die Störung beseitigt; und er wollte Judit gerade wieder auf ihren Platz schicken, als sich Dorothea einmischte. – Dorothea stammte aus einer frommen Familie. –

»Das sind nicht deine Schuhe«, rief sie.

»Doch!« – »Nein!« – »Und wieso nicht?«

»Die gehören dem lieben Gott.«

»Aber nicht meine neuen Schuhe!«

»Alles gehört dem lieben Gott«, verkündete Dorothea.

Pfarrer Schäfer dachte daran, daß er die Kindergottesdiensthelferinnen einmal genau über die Eigentumsverhältnisse Gottes werde informieren müssen, damit solche Problemlösungen nicht während des Gottesdienstes, sondern bereits im Vorfeld stattfinden könnten. Nun wurden nämlich die anderen Kinder unruhig und begannen, das Problem intern zu diskutieren. Und aus den Au-

gen seiner Helferinnen meinte Pfarrer Schäfer eine Mischung aus Belustigung und Spannung herauslesen zu können.

Inzwischen predigte Dorothea weiter; und zum Beweis der Richtigkeit ihrer theologischen Erkenntnis forderte sie logisches Denken. »Wenn dem lieben Gott alles gehört, dann gehören ihm auch deine Schuhe.«

Doch nun holte Judit zum Gegenschlag aus. Herausfordernd sah sie Dorothea an und fragte: »Welche Schuhgröße hat denn der liebe Gott?«

Hier war Dorothea überfragt mitsamt ihrer frommen Familie. Sie schwieg. – »Siehste!« sagte Judit.

»Welche Schuhgröße hast du denn?«, fragte Pfarrer Schäfer. »29«, sagte Judit.

Pfarrer Schäfer sah auf ihre bunten Schuhe hinab und sah daneben seine schwarzen unter seinem Talar hervorkucken. – Dann wandte er sich an die Gemeinde und erklärte: »Und Gott – liebe Kinder – hat Schuhgröße 29 und 46 zugleich.«

Erstaunen in der Kinderkirche. Die Helferinnen kicherten.

»Siehste!« sagte Dorothea.

»Aber«, fuhr Pfarrer Schäfer fort, »Gott braucht unsere Schuhe ja nicht für sich.« – »Der hat ja auch gar nicht so viele Füße«, rief Dominik dazwischen; ein Einwand, auf den Pfarrer Schäfer nicht einging.

»Gott hat uns unsere Schuhe geschenkt, damit wir keine kalten Füße kriegen. Judits Schuhe gehören Judit, Dorotheas Schuhe gehören Dorothea und meine gehören mir. – Und Moses Schuhe gehörten Mose; sonst hätte Gott ja nicht gesagt: ›Zieh deine Schuhe aus‹, sondern: ›Zieh meine Schuhe aus‹. – Wir aber – und das ist das Wichtigste – wir gehören zu Gott zusammen mit unseren Schuhen. Denn wir sind Gottes Kinder.«

Allgemeine Erleichterung. Einige Kinder fingen an in die Hände zu klatschen; und dann klatschten alle.
Auch Pfarrer Schäfer war erleichtert. Er schickte Judit auf ihren Platz zurück; und es gelang ihm, die Geschichte vom brennenden Dornbusch aus dem 2. Buch Mose zu erzählen.

Während er erzählte, kam ihm eine Idee. Und so sprach er am Schluß von den Muslimen, die auch an Gott glauben und die, wenn sie in ihre Kirche zum Beten gehen, ihre Schuhe ausziehen – wie damals Mose.
Dann sagte er: »Und das machen wir heute auch einmal. Wir ziehen unsere Schuhe aus; dann stellen wir uns um den Altar herum und beten.«
Und als auch er schließlich zum Schlußgebet in Socken vor dem Altar stand, sah er die Reihe der ausgezogenen Schuhe entlang. Mitten drin seine großen schwarzen, daneben die pink-lilanen von Judit und die unauffällig braunen, aber sehr sauber geputzten von Dorothea.

Die Braut sagte Nein

Pfarrer Schäfer kam sich vor, wie in einen schlechten Film geraten. Im Leben passiert so etwas nicht. Zuerst hatte er einfach weitergemacht, hatte die Ringe auf der offenen Bibel dem Bräutigam hingehalten und angefangen: »So gebt euch die Ringe ...« –

Doch da war ihm klargeworden, daß er nicht einfach weitermachen konnte.

Er sah die Braut an. An der war nichts auszusetzen. Also versuchte er es noch einmal. Die ganze aufwendige Formel: »Und so frage ich dich noch einmal: Astrid, geborene Orłowski, willst du diesen Joachim Göldner, den Gott dir anvertraut, als deinen Ehemann lieben und ehren und die Ehe mit ihm nach Gottes Gebot und Verheißung führen – in guten und in bösen Tagen –, bis der Tod euch scheidet, so antworte: Ja, mit Gottes Hilfe.« Und noch einmal antwortete die Braut: »Nein.«

Pfarrer Schäfer beugte sich zu ihr und fragte sie – (während sich im festlich geschmückten Publikum eine gewisse Unruhe bemerkbar machte) – vertraulich: »Haben Sie eben ›nein‹ gesagt?« »Ja«, sagte die Braut.

Pfarrer Schäfer hatte immer noch die Bibel in der Hand – mit den Trauringen darauf. Die begannen zu rutschen.

»Die Ringe!«, rief der Bräutigam und griff danach.

»Ich habe es schon immer gesagt. Das ist keine Frau für unseren Jochen!«, ließ sich eine schrille Stimme vernehmen.

»Hände weg von der Bibel!«, herrschte Pfarrer Schäfer den Bräutigam an und zog das Buch zurück. Die Ringe fielen zur Erde und sprangen mit hellem Klingen über die Fliesen des Kirchenfußbodens. Der Bräutigam machte sich daran, sie wiederzubekommen, unterstützt von einem Teil der Hochzeitsgemeinde.

Die Braut stand immer noch vor Pfarrer Schäfer. Sie sahen einander an – und da mußten beide lachen. Doch dann räusperte sich Pfarrer Schäfer; und auch die Braut sah wieder ernsthaft drein.

»Wollen Sie ihn nicht?«, fragte Pfarrer Schäfer.

»Doch«, sagte sie, »und keinen anderen.«

»Und warum haben sie ›nein‹ gesagt?

»So etwas wie eben hat mich noch keiner gefragt.«

»Ich habe sie wieder«, strahlte der Bräutigam.

»Dann legen Sie sie auf die Bibel«, sagte Pfarrer Schäfer.

Der Bräutigam legte die Ringe wieder auf die Bibel; und

Pfarrer Schäfer legte die Bibel wieder auf den Altar.

Dann wandte er sich an die Gemeinde: »So können wir nicht weiter machen«, sagte er, »wenn Sie bitte für fünf Minuten in den Gemeindesaal gehen würden.«

»Das Mittagessen wartet«, tönte es aus der Hochzeitsgesellschaft.

»Ich werde mich beim Koch entschuldigen«, sagte Pfarrer Schäfer. Bis auf das Brautpaar verließen alle die Kirche. Pfarrer Schäfer schloß die Tür hinter ihnen, nahm sich einen Stuhl; und so saßen sie zu dritt vor dem Altar. Der Bräutigam sah angestrengt und blaß aus. Die Braut hatte seine Hand gefaßt und sprach ihm Mut zu.

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe«, sagte Pfarrer Schäfer, »haben Sie gegen Herrn Göldner als Ehemann nichts einzuwenden.« – »Hätte ich ihn sonst geheiratet?« – »Ja, und weshalb ...« – »Erstens will ich ihn nicht von Gottes Gnaden.«

»Von Gottes Gnaden ist nicht die Rede«, sagte Pfarrer Schäfer, »sondern daß Gott ihn Ihnen anvertraut.« –

»Zweitens will ich ihn nicht pauschal für immer und ewig.« –

»Bis zum Tod«, sagte Pfarrer Schäfer. »Ich sehe da einen gewissen Unterschied.« –

»Und drittens will ich mein ›Ja‹ nicht von Gottes Hilfe abhängig machen. Schließlich habe ich mich allein aus freien Stücken für ihn entschieden.«

Pfarrer Schäfer seufzte. »Da hat ein liturgischer Ausschuß einen Text formuliert. Und diese Leute haben wirklich viel zu bedenken gehabt: Mit der Bibel sollte er übereinstimmen und natürlich auch mit dem, was man in der Kirche von der Ehe hält. Und schön altertümlich muß es klingen. Da konnte man Ihre persönlichen Schwierigkeiten mit manchen Formulierungen nicht auch noch bedenken. – Vielleicht, sollten Sie das nicht so genau nehmen! – Im übrigen habe ich noch kein Brautpaar gefunden, das sich an diesem Versprechen gestoßen hätte.«

»Vielleicht sollten Sie einmal genau nehmen, was Sie mich fragen. Weshalb fragen Sie mich sonst?«

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte Pfarrer Schäfer. »Und was machen wir nun?« Es dauerte eine Viertelstunde. Da hatten sie sich auf eine weniger aufwendige Formel geeinigt gemäß der die Braut ihr »Ja« nicht von der Hilfe eines anderen abhängig machen mußte, es aber vor dem Altar zu geben bereit war. Und sie begannen den Gottesdienst noch einmal an der Stelle, wo sie ihn unterbrochen hatten.

Der Taxifahrer von Amsterdam

Als Pastor Schäfer in Amsterdam ankam, war es schon dunkel, und er wußte auch nicht, welche Straßenbahn er nehmen mußte, um in die Kuiperstraat zu kommen. So nahm er ein Taxi.

Der Fahrer war schon älter, ein freundlicher Mann. Seine Fahrweise eindrucksvoll. Das Tempo enorm. An Straßenbahnhaltestellen fuhr er links über die Schienen und überholte so immer gleich mehrere Autos. Pastor Schäfer überlegte, ob es unhöflich wäre, wenn er sich anschnallte. Der Fahrer war es natürlich nicht. Und so ließ Pastor Schäfer es auch. Schließlich, dachte er, wird ein so erfahrener Fahrer nicht gerade heute abend und mit mir einen Unfall bauen.

An einer Ampel mußten sie warten. Der Holländer fragte Pastor Schäfer, ob er Engländer sei. Als er ihm sagte, er sei aus Deutschland, sah der andere ihn an, als ob er sagen wollte: Paß mal auf! Er schob eine Musikkassette in den Radiorecorder und stellte den Ton lauter. Aus dem Lautsprecher kam – für Pastor Schäfers Geschmack etwas zu laut – bayrische Volksmusik. »Musik aus Bayern«, rief er und sah Pastor Schäfer begeistert an. »Ich liebe diese Musik. Kein Pop, kein Rock, kein Jazz: richtige Musik – Er gab wieder Gas und trommelte mit der rechten Hand den Takt aufs Steuerrad.

Pastor Schäfer liebte diese Musik nicht. – Aber als Deutscher in einem anderen Land plötzlich mit einem Liebhaber deutscher Musik konfrontiert zu sein und diesem Menschen dann zu erklären, daß er zum Beispiel ausländischen Jazz lieber möge als diese »richtige Musik« – einen so starken Charakter hatte er nicht. So blieb er neutral und sagte nur: »Ja, bayrische Volksmusik.«

»Ich liebe Deutschland«, fuhr der Mann fort und erzählte vom Urlaub. Jedes Jahr im Winter komme er nach Deutschland: »Langlaufen im Sauerland – Winterberg

und Asten.« Und als Pastor Schäfer ihm zustimmte, daß auch er das Skigebiet am Kahlen Asten gut fände, da war der Fahrer nicht mehr zu bremsen: Besser noch als das Sauerland fände der den Schwarzwald ...

Ach du liebe Zeit, dachte Pastor Schäfer: Jetzt geht das los! Nachhilfe in Heimatkunde, Deutsche Mittelgebirge. Aber der Fahrer blieb im Schwarzwald: »Feldberg«, sagte er, »und ...« – ja und dann kam das Wort, bei dem Pastor Schäfer die Luft anhielt: »Feldberg und – Belsen«.

Natürlich hatte er den »Belchen« gemeint, den zweithöchsten Schwarzwaldberg. Gesagt aber hatte er: »Belsen«, den Namen des Konzentrationslagers in der Lüneburger Heide. – Ein glatter Versprecher. Aber solche Versprecher haben es in sich, dachte Pastor Schäfer.

Die ganze unselige Vergangenheit stand plötzlich zwischen ihm und dem deutschfreundlichen Mann aus Amsterdam. Natürlich – die Geschichte von Anne Frank, dem Kind jüdischer Eltern, die 1933 aus Deutschland fliehen mußten und in Amsterdam Asyl fanden, bis die Deutschen 1940 dort einbrachen. Pastor Schäfer sah vor sich den Plan des alten Amsterdamer Mietshauses mit dem raffinierten Versteck, in dem Anne Frank mit ihrer Familie verborgen gewesen war. Hier hatte sie gelebt. Hier hatte sie ihr Tagebuch geschrieben, bis die Familie gegen Ende des Krieges doch noch aufgestöbert und – eben nach Bergen-Belsen transportiert worden war. Dort im Lager ist sie »verschwunden«, einfach umgekommen: Staub in einem der großen Massengräber dort.

Plötzlich bremste der Wagen. Unmittelbar vor ihnen stand eine Radfahrerin quer über der Fahrbahn und sah erschrocken in die Scheinwerfer des Taxis. Der Fahrer kurbelte die Scheibe herunter und rief ihr etwas Aufmunterndes zu. Als sie verschwunden war, brauste er wieder los.

»Haben Sie das Konzentrationslager Bergen-Belsen einmal besucht?« fragte Pastor Schäfer. Der Fahrer stutzte. Dann sagte er: »Natürlich. Jeder von uns ist schon einmal dagewesen. Aber warum fragen Sie nach Belsen?« – »Sie haben eben von Belsen gesprochen«, sagte Pastor Schäfer. »Tatsächlich? – Dann muß ich mich versprochen haben«, sagte der Fahrer und nach einem Zögern: »Wenn man einen Deutschen im Wagen hat ... Aber wovon hatten wir gesprochen?« – »Skilaufen im Schwarzwald«, sagte Pastor Schäfer. »Ach ja«, fing der Fahrer wieder an und erzählte etwas von einer Doppel-Loipe bei Freudenstadt, die sei das Beste gewesen, was er in seinem Langläufer-Dasein je erlebt habe. – Aber Pastor Schäfer war nicht recht bei der Sache.

Das Taxi hielt in der Kuiperstraat. Pastor Schäfer schrak auf. Ach ja, Skilaufen im Schwarzwald war das Thema gewesen. »Ja, das ist wirklich ein gutes Skigebiet, das am Belchen«, beeilte er sich zu sagen.

»Das macht sieben Gulden fünfundzwanzig«, sagte der Fahrer. Aus dem Lautsprecher dröhnte immer noch die bayrische Volksmusik.

Eine Gerechte mit anschließendem Bericht

Eine Gerechte – Gerda Döhring

Nach dem Essen bot sie ihm echten Bohnenkaffee an und einen Birnenschnaps. »Den habe ich von Frau Bohm. Obst gibt es hier in allen Gärten, und brennen tut fast jeder.« Gerdas Vater holte eine Zigarre aus einem Glasröhrchen, das in einem hölzernen Behälter steckte, und roch daran.

»Drei habe ich noch«, sagte er, und das klang wie ein Seufzer, »dann muß der Krieg zuende sein.«

Sie saßen sich im Wohnzimmer gegenüber.

»Laß uns zur Sache kommen«, sagte er unvermittelt.

Er erzählte von einem jüdischen Mädchen, das man aus Berlin habe herausbringen können in ein Forsthaus in der Tucheler Heide, in Westpreußen.

»Ein absolut sicheres Versteck bei absolut sicheren Leuten. Doch dann bekamen die einen Wink aus dem Kreisamt. Sie konnten das Kind gerade noch aus dem Haus schaffen, bevor die Polizei bei ihnen vorfuhr. Jetzt ist das Mädchen wieder in Berlin. Aber da kann es nicht bleiben.«

Gerda zuckte zusammen. »Du meinst, ich ... hier ...?«

»Weißt du«, der Vater ließ sich nicht unterbrechen, »da haben wir gedacht, du sitzt hier in deinem dreihundert Seelen-Dorf« –

»fünfhundert Seelen«, korrigierte Gerda – »weitab vom Schuß ...«

»Und wie stellst du dir das vor? Es gibt hier einen hundertundfünfzigprozentigen Ortsgruppenleiter als Bürgermeister. Der wartet nur auf sowas.«

»Auf was wartet der? Darauf, dass du ein Kind aus der Berliner Verwandtschaft aufnimmst? Vater Soldat, Mutter in einem kriegswichtigen Betrieb. Die kann sich nicht

genug um ihr Kind kümmern. Beim letzten Angriff ist der Kindergarten in Steglitz ausgebrannt. Und überhaupt ist es für ein kleines Mädchen heutzutage besser, auf dem Lande zu leben, als in der unsicheren Großstadt.«

Vorsichtig streifte er die Asche seiner Zigarre ab.

»Wie alt ist die Kleine eigentlich?«

Er wußte es nicht genau.

»Wohl bald fünf. Ich habe hier ein Foto.«

»Das Foto«, sagte Gerda Döhring, »war so ein quadratisches mit gezacktem Rand, wahrscheinlich mit einer Box aufgenommen. Sarah sah darauf aus wie eine kleine Schwester von Anne Frank mit Hahnenkamm. Kohlschwarze Augen und ganz wach. Da fing ich schon an, mich für sie zu interessieren.«

Sie gab ihrem Vater das Bild zurück.

»Und wie heißt sie?«

»Sarah Herzberg.«

»Ach du Grundgütiger!« entfuhr es Gerda. »Einen typischeren Namen habt ihr wohl nicht finden können.«

Der Vater nahm das Foto zurück und steckte es wieder in seine Brieftasche.

»Wir haben einen Ausweis vorbereitet«, sagte er, »der geht auf den Namen Magdalene. Eine Magdalene kommt in jedem zweiten Pfarrhaus vor. Und Herzberg, ich bitte dich, davon gibt es viele. Dazu brauchst du nicht *Nicht-ariar* zu sein. Die ›Sarah‹ wirst du ihr abgewöhnen müssen. Sie wird Magdalene heißen. – Den Ausweis brauchst du, um an eine Lebensmittelkarte zu kommen.«

»Das mit dem Essen wäre noch das Wenigste hier auf dem Lande«, sagte Gerda. »Aber die Lebensmittelkarte muß ich beim Bürgermeister beantragen. Und wenn ich es nicht mache, schöpft er umso eher Verdacht.«

Gerda Döhring und Sarah Herzberg

Ich heiße Sarah!

»Ich heiße Sarah!« Das war der erste Satz, den ich von ihr hörte«, sagte Gerda Döhring, »und der hörte sich an wie eine Kampfansage.«

Drei Tage nach seinem Besuch war ihr Vater ein zweites Mal gekommen. Jetzt in Begleitung dieses kleinen Mädchens in einem viel zu großen Wintermantel, das sich an seinem Kinderkoffer festhielt.

»Hier bist du jetzt zu Hause«, sagte Gerdas Vater; und Gerda: »Ich mache dir eine warme Milch mit Honig. Du kannst schon mal deinen Mantel ausziehen.«

Nach dem Essen sagte Gerda: »So, und jetzt üben wir deinen Namen: Ich heiße Magdalene Herzberg.«

»Ich heiße Sarah Herzberg«, sagte Sarah und sah finster auf den leeren Griesbreiteller.

»Sicher heißt du Sarah«, sagte Gerda: »Das ist dein einer Name. Dein anderer Name ist Magdalene.«

»Warum?«

»Sieh mal«, fuhr Gerda fort, »wir haben alle zwei Namen. Ich hieße Gerda Elisabeth. Aber ich werde nur Gerda genannt. Das ist praktischer. Und Georg heißt Georg Karl, weil sein Vater Karl heißt. Und damit wir die beiden nicht verwechseln, nennen wir Georg Georg und seinen Vater Karl. Dorothea heißt Dorothea Elisabeth. Ja, sie heißt auch Elisabeth, wie ich mit meinem zweiten Namen. Und damit es kein Durcheinander gibt, sagen wir Dorothea zu ihr. Und du ...«

»Ich heiße Sarah«, sagte Sarah.

»Paß mal auf, ich zeige dir was.«

Gerda ging ins Wohnzimmer und kam mit einer Brieftasche zurück, legte sie auf den Tisch, klappte sie auf und holte einen Ausweis heraus.

»Siehst du das Bild? Das bist doch du.«

»Ja, das bin ich«, sagte Sarah.

»Darunter die Schrift. Da steht ›Magdalene Herzberg‹. Und hier der Stempel daneben sagt, daß das richtig ist. Mit deinem Ausweis gehen wir morgen zum Bürgermeister. Da holen wir für dich eine Lebensmittelkarte, damit wir Brot kaufen können und Milch und Mehl zum Kuchenbacken.«

»Aber ich heiße Sarah, Sarah, Sarah!«

Sie schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, legte den Kopf auf die Hände und begann zu weinen.

Gerda Döhring und Herr Battmer

Bürgermeister Battmer wußte natürlich längst, daß im Pfarrhaus ein Mädchen aus Berlin wohnte, und in seinem Mißtrauen der Kirche und Gerda gegenüber war er von Anfang an überzeugt, dass es bei diesem Kind nicht mit rechten Dingen zugeht.

»Na, Frau Pastor, was verschafft mir die Ehre?«, sagte er, als Gerda zusammen mit Sarah sein Büro betrat.

Gerda bewaffnete sich mit einem herablassenden Lächeln, fragte, ob sie sich setzen dürfe.

»Ja, bitte doch!«

Sarah stand neben ihr und sah sich Battmers Stiefel an, die unter dem Tisch hervorragten. Gerda sagte, sie wolle Magdalene anmelden und für sie eine Lebensmittelkarte beantragen.

Battmer nahm Sarahs Ausweis entgegen, begutachtete ihn mit kritisch zusammengekniffenen Augen:

»Herzberg, das ist doch ein jüdischer Name.«

»Der ist so jüdisch oder nicht jüdisch wie Battmer oder Döhring«, belehrte Gerda ihn von oben herab.
»Und wenn man das Kind ansieht ... Es würde mich wundern, wenn das nicht 'ne *Sara* ist.«

»Damals«, sagte Gerda Döhring, »mußten die Ausweise jüdischer Frauen den zusätzlichen Vornamen Sara tragen, die der Männer: Israel. Und Leute wie unser Bürgermeister sprachen praktischerweise gleich von *den Saras* und *den Israels*.«

Battmer wandte sich an Sarah. Er klang wie der Wolf im Märchen, als der Kreide gefressen hatte:

»Na, meine Kleine, wie heißt du denn?«

Sarah sah ihn an und schwieg.

»Nun, bist du stumm?«

Sarah schwieg.

»Nun sag mir schon, wie du heißt.« Sein Tonfall wurde ungemütlich.

Sarah schwieg.

»Du sollst mir sagen, wie du heißt! Wird's bald?«

Sarah schwieg.

»Was für eine jüdische Verstocktheit!« polterte er los, stand auf, kam um den Schreibtisch herum. Sarah verzog sich hinter Gerdas Stuhl.

Auch Gerda war aufgestanden, stand direkt vor ihm. Sie sah ihm ins Gesicht und sagte mit leiser Stimme, die einen eindrucksvollen Gegensatz zu seinem Polterton bildete:

»Jetzt hören Sie mir einmal bitte genau zu. Ja? Wir haben Ende November 1943. Seit vier Jahren steht unser Volk im Krieg. Magdalenes Vater ist an der Ostfront, genau wie mein Mann. Ihre Mutter arbeitet in einem kriegswichtigen Betrieb. Wenn Sie es genau wissen wollen: Sie stellt Zünder für Granaten her. Jeden Tag und jede Nacht setzen diese Menschen ihr Leben ein. Und Sie? Sie sitzen hier

weitab vom Schuß und haben nichts besseres im Kopf, als ein Kind zu verängstigen, das gerade dem Bombenhagel in Berlin entkommen ist.«

Er hielt ihrem Blick nicht stand, sah zu Boden. Gerda wartete bis die Stille peinlich wurde. Dann änderte sie den Tonfall:

»Wieso sind eigentlich Sie nicht an der Front?« fragte sie ganz unschuldig. Es klang als erkundige sie sich, was er gestern abend zu essen bekommen habe.

Er sah überrascht zu ihr auf. Dann trat er hinter seinen Schreibtisch, stand direkt unter dem Hitlerbild an der Wand. Er griff nach einem Bleistift, bog ihn mit beiden Händen bis der zerbrach, warf die Enden auf den Tisch.

»Der Führer braucht zuverlässige Leute auch an der Heimatfront«, erklärte er zackig.

»Heil Hitler«, sagte Gerda.

Gerda Döhring

Sie hat es überlebt ...

»Sie hat es überlebt«, sagte Gerda Döhring, »immerhin! Aber um welchen Preis?«

Gerda hat sich nach dem Krieg bei anderen erkundigt, wie es denen ergangen ist. Ihr Vater kannte ja eine ganze Reihe von ihnen persönlich. Es gab Berichte über Dachböden, Keller und Schränke, Stätten des Asyls. Da wurde erzählt, wie einer in der Küchentruhe versteckt gelegen hatte, seinen heftigen Niesreiz bekämpfen mußte, während auf der Truhe der *Gestapomann* saß und die Gastgeberin verhörte. Gerda erfuhr von Gemeindeförderinnen, die sich auf das Stehlen von Lebensmittelkarten spezialisiert hatten, direkt bei den Bezirksämtern, von einem Pfarrer mit grafischen

Fähigkeiten, der zu einem gefragten Paßfälscher avanciert war. Es wurde erzählt, wie die Verfolgten weitergeschleust wurden von einem Versteck zum anderen, ein Ehepaar durch insgesamt einundsechzig Häuser. Gerda hörte lauter gute Geschichten.

»Doch fast nie«, sagte sie, »war vom *Innenleben* in diesen Verstecken die Rede, wie man miteinander umgegangen ist, wieviel Bitterkeit aufkam, wie viele Weinkrämpfe es gab, wie viele Eigentlich-müßten-die-doch-dankbar-sein-Gefühlsausbrüche. Sicher, es wurde erzählt, daß es ›wirklich nicht einfach‹ war, und dann ging es wieder um Kleidung, Schuhe, Lebensmittel – und das letzte Brot wurde miteinander geteilt. Aber nichts von den Zerwürfnissen, von den stummen Vorwürfen, nichts vom Haß aufeinander, nichts von den eigentlichen Schwierigkeiten.«

Davon hat Gerda Döhring erst später im *Holocaust-Lexikon* gelesen. Da kamen die Versteckten zu Wort. Da wurden andere Geschichten erzählt. Eine gerettete Jüdin sprach von einem »Satan von einer Pfarrfrau«, bei der sie es auszuhalten gehabt hatte.

»Und so«, sagte Gerda Döhring, »muß wohl auch ich, wenigstens zeitweise, auf Sarah gewirkt haben: wie die böse Hexe im Märchen, die sie gefangen hielt. Manchmal habe ich gedacht, dass man Menschen vor dem Konzentrationslager nur bewahren konnte, indem man sie konzentrationlagermäßig einsperrte.«

Als ich zum letzten Mal bei Gerda Döhring war ...

Als ich zum letzten Mal bei Gerda Döhring war, das war einen Monat vor ihrem Tod, erzählte ich ihr von meiner Israelreise, meinem Besuch in Jad Vaschem, seiner *Allee*

der Gerechten. Ich sagte ihr, daß es dort auch deutsche Namen gebe von solchen, die während der Hitlerzeit jüdische Menschen gerettet hätten, so der Name *Heinrich Grüber.* »Wie schön«, sagte sie, »wie schön, daß es so etwas gibt.« Dann wechselte sie das Thema, wie so oft bei meinen Besuchen. Wechselte sie es? Sie sah mich an, als erkenne sie mich wieder, und sagte:
»Sie sind doch der, der alles über die kleine Sarah wissen wollte. Gestern hatte sie Geburtstag. Sie ist Sechzig geworden.«

Bericht über unsere Nachforschungen nach »Sarah Herzberg«, genannt »Marlene«, die von 1943 bis 1945 von Marianne Hachmeister im Pfarrhaus Sehlede/ Niedersachsen vor den Nazis versteckt und so gerettet wurde.

»Nichts kann so falsch sein, wie die Erinnerung. Jahrzehnte später sieht alles so einfach aus und glatt ...«
Friedrich Christian Delius, »Als die Bücher Noch geholfen haben.«

Zum Namen

Nach meiner (F.G.) Erinnerung hieß das Mädchen, um das es hier geht, »Sarah Herzberg«. Beim Vornamen bin ich mir einigermaßen sicher; denn Mutter hat wiederholt davon berichtet, wie sie versucht habe, ihr diesen verräterischen Namen abzutrainieren und Ihr stattdessen den Namen »Marlene« anzugewöhnen. (In meiner Erzählung »Eine Gerechte«, heißt sie »Magdalene« Dass sie mit Nachnamen »Herzberg« hieß, kann ich nicht beschwören. Der Name »Marlene« ist unstrittig. Im weiteren nennen wir sie Sarah/Marlene«.

Vorgeschichte zu unserer Recherche (gemeinsam mit Elisabeth Scheffler, geb. Grotjahn, (Hrsg.): Meine (F.G.) Erzählung;

»Eine Gerechte«

Unsere Stiefmutter Marianne Grotjahn, geb. Dühning, verw. Hachmeister, lebte in ihren letzten Jahren mit einer schweren Lungenemphysie bettlägerig bei unserer Schwester Dorothea Schlüter und ihrer Familie in Stuhr bei Bremen und schließlich in Vechta.

Bei einem meiner (F.G.) Besuche kam mir der Gedanke, dass mit ihrem abzusehendem Tod auch ihre Geschichte

mit dem jüdischen Mädchen Sarah/Marlene sterben würde. Das wäre ein nicht wieder einzuholender Verlust.

Meine Versuche, von Mutter auf ihrem Krankenlager möglichst viel an Informationen zu bekommen, waren nur bedingt erfolgreich. An manchen Tagen, völlig fähig, erzählte sie mir von besonderen Situationen, um im nächsten Augenblick das Gegenteil zu erklären. (...) Einmal, nach einem solchen Gespräch, soll sie am nächsten Morgen ihrer Pflegerin erklärt haben, da sei gestern wieder jemand gewesen, der alles über ihr Leben wissen wollte, und das habe sie ihm nicht sagen wollen.

Ansatzweise war bei einem dieser Gespräche auch die Rede von einem Briefwechsel Mutters mit Sarah/Marlene in Berlin. Da habe sie noch einmal versucht, mit ihr Kontakt aufzunehmen, was diese aber abgelehnt habe. (...) Dieser Absage-Brief ist allerdings nicht mehr aufzufinden.

Als Mutter gestorben war, habe ich die Geschichte aufgeschrieben (2002 im Verlag »Wort und Bild«, Bochum und, nachdem sie dort vergriffen war, 2009 im Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer, Bochum, zusammen mit »Zwei Schwestern«).

Ich habe den Text nicht als Bericht verfasst, dazu hatte ich zu wenig Informationen, sondern als Erzählung mit realem Hintergrund.

Aus dieser Erzählung habe ich in Buchhandlungen und auch in Kirchengemeinden gelesen. Bei einer dieser Lesungen, in Marl, war unter den Zuhörern das Ehepaar von Kopp aus Haltern, das später auf einer Reise nach Israel auch die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem besuchte, und dort, bei einer Führung, auf mein Buch zu sprechen kam.

Daraufhin bin ich von Yad Vashem um das Buch gebeten worden und um einen authentischen Bericht. Und zugleich bekam ich die Anregung, sowohl das Buch wie auch den Bericht an die »Gedenkstätte Deutscher Widerstand« in Berlin, Projekt »Stille Helden«, zu schicken.

Anlage 2

Friedrich Grotjahn

Telefongespräch mit Pastorin Ina Welzel, 14. Mai 2012

Ina Welzel war 1982/83 Vikarin in Nienburg-Langendamm, wo Marianne Grotjahn sonntags Orgel spielte. Nach »Langendamm« verbrachte sie den zweiten Teil ihres Vikariats als Auslandsvikariat in Oslo.

Ihr Thema in der mündlichen Prüfung im ersten theologischen Examen war: »Die Haltung der evangelischen Kirche im Dritten Reich.«

Das Thema ihrer Arbeit im zweiten theologischen Examen hieß: »Die Verarbeitung von Lebensgeschichte mit Hilfe symbolischer Sprache – eine Aufgabe im seelsorgerlichen Gespräch«.

Sie war also an der Geschichte von Marianne Grotjahn in doppelter Weise interessiert.

Nach ihrem Vikariat war Ina Welzel Pastorin in verschiedenen Pfarrstellen in der hannoverschen Landeskirche. Seit 2004 ist sie Krankenhaus-Seelsorgerin an der Klinik Fallingbostal.

Dort hat sie, 20 Jahre nach ihren Gesprächen mit Marianne Grotjahn, eine Patientin gehabt, die ein vergleichbares Schicksal hatte, wie das Mädchen Sarah/Marlene.

Diese Frau war schwer krank, hatte nur noch einige Monate zu leben und verspürte einen tiefen Drang, zu erzählen. Manchmal war es für die Seelsorgerin nur schwer auszuhalten. Für die Patientin war ihr Leid und Leiden unauflöslich mit der Frau verbunden, die sie gerettet hatte. Als wäre die die einzige Person, das einzige Gegenüber, das greifbar war. Die Patientin lebte in Hamburg, hatte enge Beziehungen zu Israel und hat dort viel Zeit verbracht, weil sie dort »verstanden wurde«.

Ina Welzel hat Marianne Grotjahn als eine mutige Frau erlebt, die »anders war als andere«. Ihr Kontakt war von gegenseitiger Sympathie getragen.

Ina Welzel weiß nicht, wie Sarah/Marlene geheißen hat und wie sie zu Marianne Hachmeister gekommen ist.

Spontan eingefallen ist ihr Folgendes:

1. Marianne Hachmeister habe in der Zeit von 1942-45 – es war ja kein Pastor da – versucht, in dem Dorf Sehlde das Gemeindeleben aufrecht zu erhalten. So gesehen sei die Anwesenheit Sarah/Marlenes in ihrem Haus kontraproduktiv gewesen, das eine habe das andere behindert.

2. Ihre größte Sorge sei die Gefährdung ihrer beiden kleinen Kinder durch die Anwesenheit von Sarah/Marlene gewesen. Nach Auffassung von Ina Welzel war es mehr als Sorge. Es sei ein tiefer ethischer Konflikt in Bezug auf Verantwortung gewesen, gegenüber ihren Kindern, gegenüber ihrer christlichen Überzeugung. Es sei ein tiefer innerer Konflikt, den vermutlich mehr Christen gehabt hätten, als man denkt. So wohl auch die Menschen in ihrem Dorf.

3. Marianne Hachmeister habe in ihrem Dorf große Hilfe erfahren. Viele im Dorf hätten gewusst oder doch vermutet, dass das Mädchen im Pfarrhaus jüdisch sei, doch niemand habe darüber gesprochen. Man habe ihr immer wieder Lebensmittel vor die Tür gestellt, anonym. Sie sei davon überzeugt gewesen, dass auch der Bürgermeister bescheid gewusst, und das gedeckt habe. So habe manche/mancher im Dorf heimlich etwas getan, was sie/er öffentlich zu tun sich nicht traute. Marianne Hachmeister sei davon überzeugt gewesen, dass sie ohne diese Hilfe »das nicht geschafft« hätte.

4. Für Ina Welzel dokumentiert sich im Verhalten der Dorfbewohner der Konflikt vieler Deutscher, nicht gut sein zu dürfen und nicht böse sein zu wollen. Dass es das aber doch gab, dass Menschen zwar keine Helden waren, aber doch einen »versteckten Widerstand« geleistet haben, ohne je darüber zu sprechen. Ina Welzel hört solche Erzählungen öfter als sie früher vermutet hätte. Aus der Sicht der Nachgeborenen ist das nicht viel, aber es ist mehr als nichts und mehr als manche anderen getan haben.

5. Nach dem Krieg: Ina Welzel ist sich sicher, dass Marianne Hachmeister berichtet habe, Sarah/Marlene sei nach dem Krieg in die Schweiz geschickt worden, und zwar mit Hilfe einer Organisation, deren Namen Frau Welzel aber nicht kenne. Dort, in der Schweiz, sei Sarah/Marlene vermutlich in grausamer Weise über »die Deutschen« aufgeklärt worden, mit dem »Erfolg«, nie wieder etwas mit Deutschen zu tun haben zu wollen. Das Kind habe zu der Zeit nicht mehr unterscheiden können, zwischen Deutschen, die »so etwas« (Holocaust) getan hatten und solchen, die sie gerettet hatten. Danach habe es ihres Wissens keinen Kontakt mehr zwischen ihr und Marianne Hachmeister gegeben.

6. Marianne Hachmeister habe das hingenommen, sich damit abgefunden. Sie habe das erzählt, wie etwas Vergangenes, etwas, was keine frische Wunde mehr darstellte. Von einem Briefwechsel, bzw. von einem Brief, in dem Sarah/Marlene sich von der »deutschen Mutter« losgesagt habe, weiß sie nichts.

Kurzgeschichten

Zwei Schwestern:

Leben der Hanna W., übersichtlich dargestellt von ihrer Schwester Lisbeth

Hanna möchte heute nicht sprechen

So. Hier ist die Schatzkiste. Sieht nach nichts aus, und doch ist alles drin, wenn auch ein bisschen durcheinander. Es muss da ein Foto von unserem Elternhaus geben. Unser Elternhaus stand in der Bahnhofstraße. Unten der Laden und das Büro. Da drüber die Wohnung.

Den Laden hatte unser Vater aufgebaut. Erst Farben und Malereibedarf – Vater war gelernter Maler – dann kamen Küchengeräte dazu und Porzellan und schließlich Spielzeug. Unsere Mutter stand oft im Laden. Und ich hatte Hanna am Hals. Die war von Anfang an ein richtiges Biest. Nein, aufsässig war sie eigentlich nicht. Nur eigensinnig, furchtbar eigensinnig. Und das ihr ganzes Leben lang. Wenn sie sich einmal was in den Kopf gesetzt hatte, konnte niemand sie daran hindern.

Manchmal sprach sie einfach nicht. Tagelang nicht. Auch nicht in der Schule. Dann musste ich zu Herrn Borgmeier, unserem Lehrer, und ihm sagen: »Hanna möchte heute nicht sprechen.« Sie hat Glück gehabt. Herr Borgmeier nahm das nicht krumm. »So«, sagte er, »Hanna möchte heute nicht sprechen. Dann werde ich ihr eben eine Aufgabe geben, die sie stumm erledigen kann.« Doch mir war es schon sehr peinlich.

Dieses Bild hier zeigt uns auf unserer Ersten Heiligen Kommunion: sieben Mädchen, vier Jungen, alle mit Kerze.

Das war auch so eine Geschichte.

Das war ein bisschen windig an dem Tag. Und auf dem Weg vom Gemeindehaus in die Kirche wurde Hannas Kerze ausgeblasen. Nur ihre. Die von allen anderen Kindern blieben brennen, meine auch. In der Kirche haben sie ihr die Kerze wieder angezündet. Doch sie war todtraurig. Und als wir am Abend in unseren Betten lagen, hat sie gesagt: »Der liebe Gott mag mich nicht.« Sie hat das einfach so gesagt, wie man etwas feststellt. Ich habe versucht, ihr das auszureden. Aber sie blieb dabei. Und manchmal glaube ich, dass sie daraus den Schluss gezogen hat: Wenn Gott mich schon nicht mag, dann kann ich auch tun, was ich will.

Ein »J« im Ausweis

Das ist ein besonderes Foto. Es zeigt ihn früher, als es ihm noch gut ging. Schwarzer Anzug, Weste, goldene Uhrkette, Kopf glatt rasiert – Schnurrbart, sehr gepflegte Erscheinung, guckt uns an, ernst, kritisch, als ob uns ein Knopf fehlt. – Jakob Grundmann. Weiß Gott, wie Hanna an den geraten ist?

»Solange Harry bei den Soldaten ist, ist da ja Platz für einen«, sagte sie, »und so ist wenigstens ein Mann im Haus.« Das war mal wieder einer von ihren Scherzen. Jakob Grundmann war schon Mitte Siebzig, als er im September 1941 bei Nacht und Nebel zu ihr kam. Er lebte sehr zurückgezogen. Praktisch war er gar nicht da. Dass es ihn überhaupt gab, wussten nur Hanna und ich. Mich hatte sie eingeweiht, weil sich jemand um ihn kümmern musste, wenn sie als Krankenschwester mit einem Lazarettzug unterwegs war. Das konnte gut eine Woche dauern.

Eigentlich ging es ja gegen meine Ehre als deutsche Frau, verheiratet mit einem Mitglied der NSDAP, mich um einen versteckten Juden zu kümmern. Und ich habe Hanna auch gesagt: »Hanna, das ist gegen das Gesetz. Das ist strafbar. Dafür kannst du ins Gefängnis kommen. Warum machst du so etwas?« Sie aber ist darauf gar nicht eingegangen, hat gesagt, sie hätte keine andere Wahl, als mich da mit hineinzuziehen, und wir wären doch immer füreinander da, und ich sollte es für sie tun. Ich habe es auch nur für sie getan. Das habe ich dem Grundmann auch gesagt, dass ich mich nicht seinerwegen in Gefahr begeben, sondern nur wegen meiner kleinen Schwester.

Ich weiß nicht, was sie geritten hat, sich einen Juden, und noch dazu einen so alten, und noch dazu einen aus Köln ins Haus zu holen. Es gab doch auch hier genug davon, und auch die wurden nacheinander weggeschafft.

Der Polizei ein Osterei.

An diesem Karfreitag war in vielen Städten gleichzeitig was los. Die Demonstranten wollten verhindern, dass am Ostersonntag die »Bild« und die »Welt« zu den Lesern kam. Fragen Sie mich nicht weshalb! Wir lesen ja die WAZ, haben wir immer getan, und die hatte damit nichts zu tun. Also, auch in Essen hatten die sich in eine Ausfahrt gesetzt, damit die Lastwagen mit den Zeitungen nicht raus konnten. Den Polizisten aber war gesagt worden, sie sollten die Ausfahrt freimachen.

Hanna saß also mit in der Ausfahrt Sachsenstraße. Und nachdem die Polizisten bis dahin nur mit dem Megaphon da gewesen waren und drohende Reden geführt hatten, kamen sie abends um Zehn mit dem Wasserwerfer und haben die, die im Weg saßen, geduscht. Die aber sind sitzen geblieben mit ihrem: *Haut dem Springer auf die Finger!*

Zwischen den Fronten

Das Bild ist auf dem Flughafen Frankfurt aufgenommen. Hanna, hier in ihrem T-Shirt mit dem Peace-Zeichen, war gerade zurückgekommen. Und das war das Ende ihrer letzten großen Aktion.

Eigentlich ist das schon Wahnsinn gewesen. In ihrem Alter – sie war immerhin schon Vierundsiebzig – in ein Kriegsgebiet zu ziehen, um den Frieden zu retten. Da hatte irgendwer von einer Friedensgruppe – die nannte sich »Frieden am Golf« – bei ihr angerufen und gefragt, ob sie nicht mit in den Irak kommen wollte. Da stünde nämlich ein Krieg ins Haus, und den müsste man verhindern.

Hanna machte sich im November 1990 zusammen mit noch 34 anderen auf, flog nach Bagdad. Sie haben versucht, sich neutral zu verhalten, haben immer wieder betont, dass sie keine Politiker wären, sondern die Kraft der Gewaltlosigkeit in den Streit einbringen wollten.

Dann sind sie in ein »Friedenscamp zwischen den Fronten« gezogen. Am Weihnachtsmorgen pflanzten sie dort in der Geröllwüste einen Olivenbaum als Zeichen der Hoffnung. Ob es den da noch heute gibt, weiß ich nicht.

Doch bleiben konnten sie nur bis zum offiziellen Kriegsbeginn. Da mussten sie zurück nach Bagdad. Und da, im Bunker, dicht an dicht mit der einheimischen Bevölkerung, erlebte Hanna die amerikanischen Bombenangriffe auf die Stadt. Einen Monat später war die ganze Mission zu Ende.

Sie wurden ausgewiesen und landeten am 1. Februar wieder in Frankfurt.

Manchmal schon gerne wie sie.

So, und jetzt kommen Sie und wollen Hannas Leben aufschreiben.

Und wir? Ich? All die Jahre lang hat man sich bemüht, ein anständiges, rechtschaffenes Leben zu führen, hat Kinder aufgezogen, den Mann zu Ende gepflegt, bis zum Tod. Unsereinem aber »flucht die Nachwelt keine Kränze«, wie das so schön heißt. Da muss schon jemand dauernd aus der Reihe getanzt sein.

Und auf wessen Kosten? Also, wenn ich nicht gewesen wäre, wenn ich sie nicht immer wieder aufgefangen hätte ... Na ja, als größere Schwester ist man zu so was ja gewissermaßen verpflichtet, egal wie.

Es hat Zeiten gegeben, da wäre ich gerne schon mal ein bisschen wie sie gewesen.

Ach was, fehlen tut sie mir schon. Schließlich hat sie mich immer in Atem gehalten. Und dann – legt sich am Abend ins Bett und steht am Morgen nicht wieder auf. Ein schöner Tod, heißt es da immer. Aber für wen? Für Hanna vielleicht. Aber ich, ich fühle mich von ihr allein gelassen und kann ihr nicht mal mehr sagen, wie ich das finde.

Und jetzt kommen Sie und wollen Hannas Leben aufschreiben. Wollen Sie immer noch? Und Sie lassen sich nicht davon abbringen?

Na schön. Hanna hat *gesagt*: »Tu was *du* willst, dann wirst du nicht verrückt.«



H. Gölzenleuchter

Abbildung aus »Das ausgesetzte Buch« mit Pinselzeichnungen und einer Originalunterschrift von Horst Dieter Gölzenleuchter.

Das ausgesetzte Buch

Sie trafen sich fast jeden Tag in der Teeküche oder am Kopierer, Georg aus der Datenverarbeitung und Gisela von der Verwaltung. Natürlich lief nichts zwischen ihnen. Sie war einiges älter als er. Außerdem war sie verheiratet, hatte zwei Kinder. Sonst wusste er nichts über sie, nicht wie sie lebte, was sie in ihrer Freizeit tat, wohin sie in Urlaub fuhr. Es war, wenn man überhaupt von Beziehung sprechen will, eine reine Teeküchen- beziehungsweise Kopierer-Beziehung auf Abstand.

Georg war Frauen gegenüber gehemmt. Nicht in seinen Träumen, nur im Leben. Und seitdem seine Mutter gestorben war, hatte er so recht niemanden, mit dem er reden konnte. Er war allein in der Wohnung geblieben, in der sie bis dahin zu zweit gelebt hatten, hatte auch wenig an der Einrichtung geändert.

So waren die Teeküchengespräche mit Gisela für ihn wichtiger als Gisela ahnen konnte. Einmal hatte er sie um Rat gefragt. Es war nach dem Tod seiner Mutter darum gegangen, aus dem Dschungel der Waschmittelwerbung das für ihn richtige herauszufinden, Megaperls, Pulver und Flüssiges gegeneinander abzuwägen; ob es ein Mittel für alle Temperaturen gäbe, und ob Weichspüler überhaupt nötig seien. Und als sie es ihm gesagt hatte, war er zutraulicher geworden.

Er erzählte schon mal etwas aus seinem Leben und hin und wieder sogar von seinen Problemen. Nicht den wirklichen. Die blieben drin. Aber doch so, dass sie den Eindruck bekam, dass er ein nachdenklicher und bisweilen einsamer junger Mann war. Zum »Du« kamen sie nie. Er wagte auch nicht, sie anzurufen, zu besuchen, oder sie einzuladen. Er hätte gern ein Foto von ihr gehabt, um sie

auch zu Haus bei sich zu haben. Aber sie darum zu bitten, kam natürlich nicht in Frage.

Da kam ihr Buch heraus. Sie hatte nie von ihrem Schreiben gesprochen, und er war völlig überrascht. Es war ein Taschenbuch. Sie schenkte es ihm mit einer handschriftlichen Widmung am Kaffeeautomaten. Hinten auf dem Umschlag ihr Foto.

Georg war verwirrt, entzückt. Aber es gelang ihm noch, sich artig zu bedanken. Zurück im Büro steckte er das Buch schnell in seine Aktentasche. Die Kollegen brauchten nicht zu wissen, wessen er gewürdigt worden war. Doch immer wieder machte er die Tasche einen Spalt breit auf und versicherte sich, dass es noch da war. An Arbeit war an diesem Tag nicht mehr zu denken.

Nach Haus gekommen, setzte er sich im Sessel seiner Mutter zurecht und begann zu lesen. Da tat sich ein Abgrund auf. Das Buch, das sie, die Überirdische, geschrieben hatte, war ein höchst irdisches, weltliches, ein eigentlich sogar unterweltliches Buch. Es war ein Kriminalroman. Es dauerte gerade fünfeinhalb Seiten, da hatte die Ich-Erzählerin, mit der zu identifizieren Georg am Anfang sich eingelassen hatte, auf ziemlich hinterhältige Art einen Mann umgebracht. Es blieb nicht bei dem einen. Und es ging im weiteren Verlauf des Buchs nicht nur um diverse frauliche Möglichkeiten, Männer aus der Welt zu schaffen, es ging auch um Liebe – in Form von Sexualität. Es gab »Stellen« in dem Roman.

Erschüttert legte Georg das Buch zur Seite. Dass sie, Gisela, so etwas geschrieben haben sollte, irritierte ihn auf eine ganz eigenartige Weise. Aber eine Verwechslung war nicht möglich. Hinten auf dem Umschlag war ihr Foto. Darauf sah sie genau so aus, wie er sie vom Kopierer

kannte. Sein Wunsch war in Erfüllung gegangen. Er besaß ein Foto von ihr, und nun hätte er es lieber nicht besessen. Er steckte das Buch in die Kommoden-Schublade.

Am nächsten Tag – es war ein Freitag – konnte Georg es einrichten, dass sie sich nicht sahen. Dann kam das Wochenende, und er war allein mit dem Buch in der Wohnung. Er kam sich undankbar vor, dass er es nicht lesen wollte. Und undankbar wollte er schon gar nicht sein. So machte er es sich zur Pflicht, an diesem Abend das Buch zu lesen, bis zu Ende zu lesen. Nachher könnte er immer noch sehen, wie er es aus dem Haus bekäme. Er las bis tief in die Nacht. Und spannend war die Geschichte. Das musste Georg zugeben.

Danach schlief er schlecht, träumte von Gisela. Sie stand am Kaffeeautomaten, reichte ihm einen Becher und sagte lächelnd: »Trinken Sie Georg! Das Gift wirkt in zehn Sekunden.« Und plötzlich waren ihre Kleider durchsichtig. – Er brauchte eine Weile, bis ihm klar wurde, dass er nicht in der Teeküche stand und keine Frau da war, die ihm zu trinken anbot.

Müde wachte er am Samstagmorgen auf. Das Buch war immer noch da. Aber nun hatte er es gelesen. Mehr konnte sie von ihm nicht verlangen. In seiner Wohnung mochte er es nicht behalten. Er steckte es zwischen die Zeitungen für das Altpapier. Doch auf dem Weg zum Container kamen ihm wieder Zweifel. Eigentlich konnte er das nicht machen. Es war ein Stück von ihr, sie hatte es ihm geschenkt, und er warf es einfach ins Altpapier. Nein, das war ganz und gar unmöglich. Er angelte das Buch zwischen den Zeitungen wieder heraus und steckte es in die Manteltasche, bevor er die Zeitungen in den Container stopfte.

Nun lag es wieder auf der Kommode. Was für ein Buch! Zweifellos das Buch der Frau, die er kannte. Und doch eins, das aus der Frau die er verehrte und der er vertraute, eine andere machte, eine, die Überlegungen darüber anstellte, wie sie unbequeme Männer aus dem Weg räumen könnte. Es hieß ja, das Leute, die Bücher schrieben, letztlich immer von sich schrieben. Ob sie so etwas selbst ...? Und wenn auch nicht wirklich, so doch in Gedanken. Und, schlimmer noch, was sie da beschrieb, das zwischen Männern und Frauen, daran fand sie offensichtlich auch noch Gefallen.

Auch die nächste Nacht gestaltete sich für Georg zu einer schwierigen. Als er Sonntagmorgen aufwachte, hoffte er einen Augenblick lang, das Buch sei nicht mehr da. Aber da lag es auf der Kommode, als wollte es sagen: »Hier bin ich, hier bei dir bleibe ich.«

Beim Frühstück kam Georg plötzlich eine Idee. Er ließ den Kaffee stehen, zog seinen Mantel an, steckte das Buch ein und ging in den Park. Es war ein Frühsommer-Sonntagmorgen wie es einer sein soll. Die Sonne schien durch die Bäume, der betreten-verbotene Rasen glänzte im Frühtau, Georg hörte Drosseln singen, »sonst eine Morgenglocke nur.« Er setzte sich auf eine Bank. Ein alter Mann am Stock kam vorbei, grüßte. Eine Frau führte einen fetten Dackel spazieren. Beiden fiel das Gehen schwer. Eine Mutter, ein Kind an der Hand, kam den Weg entlang. Das Kind streckte Georg die Zunge heraus.

Als er wieder allein war, nahm er das Buch aus der Tasche. Er las noch einmal die Widmung und sah ihr Foto an. Dann legte er es neben sich auf die Bank, stand auf, machte ein paar Schritte, sah sich um. Die Lage des Buchs auf der Bank gefiel ihm nicht. Er kam noch einmal zurück, legte es mehr in die Mitte. Dann ging er über den

feuchten Rasen zum Gebüsch gegenüber und versteckte sich dort, wartete. Er wollte das Buch nicht allein lassen: So wie manche Frauen – das hatte er einmal gelesen – ein Kind, das sie nicht behalten können, aussetzen und sich verstecken, sehen wollen, ob es in gute Hände kommt.

Herr König

Freitagnachmittags ging Herr König zum Friedhof und pflegte das Grab seiner Frau, so gewissenhaft, wie er sie selbst während ihrer Krankheit gepflegt hatte. Auch seinen Haushalt hielt er in Ordnung. Für Bad und Fußböden hatte er eine Putzhilfe, alles andere machte er allein. Zeit dazu hatte er genug als Mann im Vorruhestand. Finanziell war Herr König nicht schlecht gestellt. Das Eigenheim war soweit abbezahlt, wie das wegen der Steuer vernünftig war. Er und seine Frau waren immer sparsam gewesen, ohne sich dabei zu sehr einzuschränken. Sie hatten es sich geleistet, zweimal im Jahr in Urlaub zu fahren. Eine Woche zur Tulpenblüte nach Holland und zwei Wochen in der Nachsaison nach Österreich. Die Reisen hatte immer er arrangiert, ebenso wie die regelmäßigen Konzert- und Restaurantbesuche. Seine Frau hatte sich um nichts kümmern müssen.

Nach ihrem Tod hatte Herr König sich darauf eingerichtet, allein zu leben. Manchmal allerdings wünschte er sich jemanden, um den er sich kümmern konnte. Kinder und Enkel gab es keine, und so dachte er hin und wieder daran, sich einen Hund anzuschaffen.

»Warum keine Katze?« fragte die Nachbarin, »unsere hat gerade Junge bekommen. Und Katzen sind so liebe Tiere«.

»Aber eigensinnig«, sagte Herr König.

Da lernte er auf einer Geburtstagsfeier Ilse kennen. Ilse war viel jünger als er und geschieden. Es hieß, sie habe einen gewissen Hang zum Alkohol, sei darüber hinaus leichtsinnig und von unvorherbestimmbaren Entschlüssen, brauche eine feste Hand.

Am nächsten Freitag lud Herr König sie zum Essen ein. Es gebe da ein neues portugiesisches Restaurant, das müssten sie unbedingt ausprobieren. Während des Essens erzählte er, wie er früher mit seiner Frau immer freitags-abends Essen gegangen war, nicht ohne vorher zu Hause »einen Cocktail zelebriert« zu haben. Damit hätten sie »das Wochenende eingeläutet.«

In der nächsten Woche ging Ilse mit Herrn König ins Konzert. Und anstelle seines alten Autos, das ihm plötzlich schäbig vorkam, schaffte Herr König sich ein neues Modell an, sportlicher, aber solide.

Nicht lange danach heirateten sie. Ilse gab ihre kleine Dachwohnung auf und zog zu Herrn König in das Eigenheim. Herr König räumte den Kleiderschrank seiner Frau aus, spendete ihre Sachen dem Roten Kreuz und gab Ilse den Schmuck. Geändert werden musste sonst nichts. Auch die Tapeten waren noch gut, und die Möbel konnten so stehen bleiben.

Eine leichte Verstimmung gab es in der jungen Ehe, als Ilse es ablehnte, ihren alten VW, den sie sich nach der Scheidung gekauft hatte, abzuschaffen. Herr König hatte ihr ein paarmal den neuen zur Benutzung angeboten. »Kannst den doch nehmen. Zwei für zwei Personen, das ist ökonomisch und auch ökologisch unvernünftig.« Doch Ilse bestand auf ihrem eigenen alten Auto. So behielten sie beide, das gepflegte neue in der Garage und den rostigen Käfer in der Einfahrt. Herr König, am Stammtisch darauf angesprochen, erklärte seinen Freunden: »So ist sie nun mal, die Ilse. Ich will ihr da auch nichts vorschreiben. Aber in Urlaub fahren wir natürlich mit dem neuen.«

Und das taten sie. Den Urlaub plante Herr König. Sie fuhren zur Tulpenblüte nach Holland und im Herbst nach Österreich. Anderen Vorschlägen von Ilse war Herr König nicht zugänglich gewesen. Und so lernte sie schon

im ersten Jahr ihrer Ehe – und im nächsten noch einmal – die Bordsteinkante in Den Haag kennen, an der ihre Vorgängerin sich vor Zeiten den Fuß verknackst hatte. »Damit hat sie noch lange zu tun gehabt«, sagte Herr König. Und im Herbst saß Ilse zum ersten Mal an dem Wirtshaustisch in St. Johann im Pongau, von dem herab der ersten Frau Herrn Königs die Handtasche geraubt worden war. Herr König war gerade austreten gewesen, und genau den Augenblick hatte der Gauner ausgenutzt.

Herr König hatte auch wieder ein Konzertabonnement aufgenommen. Zwischen seinen Ehen hatte er das nicht weitergeführt. »Es ist doch nicht dasselbe«, meinte er, »ob man Musik allein oder zu zweit genießt.« Die Konzerte suchte er aus. Ilse brauchte sich um nichts zu kümmern.

An einem Freitagabend – Herr König hatte in einem italienischen Restaurant einen Tisch bestellt, sich umgezogen: dunkelblaues Halstuch mit weißen Punkten passend zum hellblauen Hemd, italienische Stiefeletten, hatte die Gläser für den Cocktail hergerichtet und war bereit, »das Wochenende einzuläuten« – an diesem Freitagabend kam Ilse nicht nach Haus.

Herr König wurde ärgerlich. Er vermutete, dass sie sich bei ihrer Freundin festgeredet hatte. Doch anrufen mochte er dort nicht. Er setzte sich vor den Fernseher. Um halb Neun rief er im Restaurant an, bestellte den Tisch ab. Dann ging er in die Küche und machte ein Bier auf. Er befreite sich vom Halstuch, zog die engen Schuhe aus und Pantoffeln an. Der Abend war ohnehin gelaufen. Als er in den Spiegel sah, sah er, wie alt er war.

Um halb Zehn rief er doch bei Ilses Freundin an. Ilse war aber nicht bei ihr und auch nicht bei ihr gewesen, und sie konnte auch nicht sagen, wo Herr König sie suchen sollte. Dann telefonierte er mit der Polizei. Dort erfuhr er, dass

es den ganzen Abend noch keinen Unfall mit Verletzten gegeben habe, nur Blechschaden.

Später – er war inzwischen längst bei Korn und Pils – kam ihm die Idee, dass sie vielleicht mit einem anderen Mann ... Sicher einem viel jüngeren. Eifersucht kroch in ihm hoch, doch er versuchte, sich zu fassen. Es galt jetzt, die Übersicht nicht zu verlieren. Er überlegte, wie er reagieren sollte, morgen früh. Er würde den Kaffeetisch gedeckt haben, frische Brötchen und frische Blumen, würde keine Fragen stellen, keine Vorwürfe machen, sie freundlich aufnehmen als sei nichts passiert.

Und mit dem jungen Mann würde er reden, von Mann zu Mann. Er würde ihm klar machen, dass Ilse mit ihm, Herrn König, glücklich sei, und dass sie seiner sanften aber festen Hand bedürfe in ihrem Leichtsinne, den sie gerade unter Beweis gestellt habe. – Und dann würden sie nach Den Haag fahren. Er hatte das Hotelzimmer schon bestellt.

Später erfuhr Herr König, dass Ilse an diesem Freitagabend nicht bei einem anderen Mann gewesen, sondern dass sie gegangen war. Sie hatte ihn verlassen, ohne Hilfestellung, einfach so ins Unreine, und lebte nun, leichtsinnig wie sie war, allein in einer anderen Stadt.

Der alte Rennfahrer

Er hatte die rote Mütze mit dem langen Schirm nach vorn gezogen. So konnte er vor sich die Straße auf dreißig Meter übersehen. Er trug sein Trikot mit der Nummer 267 genau wie damals bei der Tour de France. Zügig kam er im leichten Gegenwind voran.

Ein Hinterrad geriet in sein Blickfeld, zwei Radfahrerbeine, ein schwarzer Trikot-Hintern auf schmalem Sattel, ein gelber Rücken mit blauen Streifen. Er richtete sich auf. Da sah er, dass es eine ganze Gruppe war. Er triumpierte. Hatte er sie doch eingeholt, die Ausreißer! Das alte Tour-de-France-Feeling kam über ihn. Er machte den Katzenbuckel und stieg in die Pedale. Da war sein Vorderrad neben dem Hinterrad des Vordermannes. Er arbeitete sich an ihm vorbei, trat verbissen zu. Er fühlte, wie ihm der Schweiß den Rücken hinunterrann, das Trikot färbte, das Mützenband durchfeuchtete. Die Erinnerung an den Etappensieg damals schoss ihm durch den Kopf, und dann sein Trikot-Tausch mit Bertrand de Long. Wie er damals de Longs verschwitztes Trikot über seinen nassen Oberkörper gequält und Männerschweiß zu Männerschweiß gefunden hatte, da hatte er gespürt, was das ist: Kameradschaft.

Er zog an ihnen vorbei, ließ Mann um Mann hinter sich. »Wohin so eilig?« rief ihm einer zu. »Idiot!« knurrte er zurück. Dann war er wieder allein. Sein Rad lief wunderbar leicht. »Nur nicht nachlassen«, ermahnte er sich. »Nach dem Sieg binde den Helm fester.« Lange fuhr er so. Als die Sonne hinter dem Wald verschwand, klappte er den Mützenschirm hoch und nahm die Sonnenbrille ab. Er wunderte sich über die Landschaft, in die er gekommen war.

Ein neuer Schwarm von Radfahrern kam in Sicht. Aber das waren keine Männer in knappen Trikots auf schmalen Rennmaschinen, junge Leute auf irgendwelchen Rädern, Frauen und Männer in Zivil, auch Kinder waren darunter. Sie fuhren durcheinander, brauchten die ganze Straße. Er verlangsamte, da war er mitten unter ihnen. Sie, vor ihm, hinter ihm, an seiner Seite, lachten ihn an, bewunderten seine Maschine. »Wohin so schnell noch am Abend?« und: »Woher kommst du denn?« – »Tour de France«, sagte er. Sie jubelten. »Bist du Sieger?« Er wehrte bescheiden ab, doch das Mädchen neben ihm hängt eine Löwenzahnkette um seinen Hals. Er sah sich ins Stadion einfahren, den Lorbeerreifen über den Kopf gestülpt, die Arme hochreißen und ...

Sie nahmen ihn in ihre Mitte, läuteten mit den Fahrradglocken. Am Stadtrand bogen sie ab. Die Straße wurde holprig. Kopfsteinpflaster. Er bekam Angst um die Felgen seiner Maschine. Sie fuhren durch einen Torbogen, hielten auf einem Platz vor einem Fabrikgebäude. Sie stiegen ab, palaverten, verabschiedeten sich. »Ciao Weltmeister, und Hals- und Beinbruch!« Ein paar blieben.

»Willst du nicht mit uns raufkommen?« Er sah an dem Gebäude hoch. »Ihr wohnt in einer Fabrik?« – »Das nennt man heute ›Loft‹, also kommst du?« Er nickte, war auf einmal sehr müde. »Dein Rad nimmst du lieber mit nach oben. Sowa wird hier unten sofort geklaut.« Er nahm seine Maschine auf die Schulter, wie damals beim Querfeldein-Rennen, stieg mit ihnen eine Eisentreppe nach oben. Sie kamen in einen großen Raum, hell und unaufgeräumt. Er konnte sein Rad vor ein Bücherregal stellen. Auf dem Tisch wurden Aschenbecher, Zeitungen und eine Katze zur Seite geräumt. Es gab Pizza-Reste von gestern, Fisch aus der Dose, Käse aus der Plastiktüte. Der Abendbrottisch zu Hause kam ihm in den Sinn, wie ihn

seine Frau herrichtete, alles adrett und ordentlich, so, wie es sein soll, auch als die Kinder schon aus dem Haus waren. Und immer ein Behälter für Tischabfälle. – Später gab es Schampus. »Wir müssen doch deinen Sieg feiern!« Er schlief auf einer Matratze neben seiner Maschine vor dem Bücherregal.

Am nächsten Morgen – er hatte sich bedankt und schnell verabschiedet, war mit seinem Rad die Treppe hinunter und wieder auf der Straße – trat er energisch in die Pedale. Heute war sein Tag! Heute würde er ... Da sperrte ein Schlagbaum die Straße. »Zollkontrolle« ... Haben Sie etwas zu verzollen?« Er zuckte nur mit den Schultern. »Wohin wollen Sie denn?« – »Tour de France«, sagte er. Es klang gereizt. Er hatte keine Zeit zu verlieren. »Ja, wenn das so ist«, der Zöllner grinste, »dann fahr mal zu, Opa.«

Die Heimkehr

Er näherte sich dem Haus von hinten, war über die Mauer gestiegen, in den Garten gesprungen. Büsche und kleine Tannen. Geruch von vergammeltem Laub. Weiche Gartenerde. Seine Fußstritte würden gut zu sehen sein.

Als der Mond sich hinter einer Wolke verzog, ging er über den Rasen wie über einen feuchten Teppich. Seine Füße wurden nass in den dünnen Schuhen. Er stolperte über einen Gartenschlauch, hätte um ein Haar den Rasenmäher umgerissen, stand dicht an der Terrasse. Der Rhododendron, voller Blüten, duftete so intensiv wie ganz früher. Er wunderte sich, dass kein Hund ums Haus geschossen kam. Hatten sie den abgeschafft?

Er arbeitete sich durch den Blütenduft, schlich über die Terrasse zum Haus. Nichts rührte sich. Er bückte sich, griff durch das eiserne Gitter im Boden vor der Verandatür. Der Gitterrost schnitt ihm in die Finger, doch er brachte ihn hoch. Er lehnte ihn gegen die Tür, ließ sich in den Schacht hinunter. Das Fenster vom Schacht gab Geräuschlos nach. Er stand im Keller. Derselbe Geruch: Staub und Heizöl. Er spürte den alten Brechreiz: Heizöl, Staub und Kochfisch mit Senfsoße, wie früher, wie er hier eingesperrt wurde mit dem Teller, der nicht leergegessen war, und spürte zugleich den Windhauch, wie damals, als er auf diesem Weg das Haus verlassen hatte, das Haus und die Familie und alles, und abgehauen war.

Er knipste die Taschenlampe an, schlug sich die Spinnweben von der Jacke. Die Tür zum Flur war nicht verschlossen. Dabei hatte der Vater immer gepredigt, sie müsse unbedingt abgeschlossen sein wegen Einbruchs- und Diebesgefahr. »Diebesgefahr«, dieses lächerliche Wort kam ihm wieder in den Sinn, und nun kam er selbst wie ein Dieb. Die Tür war nicht verschlossen. Als ob sie auf ihn gewartet

hätte. Doch sie klemmte, wehrte sich wie früher. Er machte die Lampe aus, horchte. Nichts rührte sich. Im Flur fand er sich immer noch im Dunkeln zurecht.

In der Küche das fast noch vertraute Ticken der Uhr, im Wohnzimmer der alte Geruch kalter Zigarren. Der Läufer auf der Treppe nach oben schluckte jedes Geräusch. Er stand in seinem Zimmer. Nichts war verändert, doch alles war älter geworden.

Er ließ die Tür offen, ging über den Flur. Da sah er den Lichtschein unter der Tür zum Allerheiligsten, dem Arbeitszimmer seines Vaters. Er stutzte, stand mit dem Rücken an der Wand. Nur weg von hier! Doch dann ermannte er sich und ging nach gegenüber. Er drückte die Klinke, öffnete die Tür, nicht besonders leise und nicht besonders zögerlich.

Der Mann saß mit einer Decke auf den Knien im Sessel vor seinen Patience-Karten. Das Zimmer roch nach altem Mann. Der Vater nahm die Brille ab und sagte: »Ich habe auf dich gewartet.«



Pinselzeichnung von Horst Dieter Gölzenleuchter; Abbildung aus: »Helga am Kamin«.

Helga im Kamin

Sie stand im »Herrenzimmer«, dem unteren Wohnzimmer, in dem es immer nach Zigarren roch, obwohl es selten benutzt wurde; in dem weitläufigen Bauernhaus war Platz für mehrere Generationen. Helga wohnte seit einem Jahr in diesem Haus, lebte hier immer noch wie eine Fremde, ungebeten, ausgehalten, auf Abruf.

Durch den Kamin kamen Stimmen aus dem Raum darüber, Männer- und Frauenstimmen. Vor einer Stunde hatte sie den Bruder ihrer Schwiegermutter zusammen mit seiner Frau in ihrem neuen Volkswagen auf den Hof fahren sehen. Der Bruder hatte eine Rechtsanwaltskanzlei in Heide, und er wurde eingeladen, wenn etwas zu besprechen war, was möglicherweise juristisches Wissen und Handeln erforderte.

Helga näherte sich dem Kamin in einer Art Slalom, umging die knarrenden Stellen auf den Eichenbohlen. Nun stand sie direkt davor. Das Gespräch von oben kam wie in Wellen, schwoll an, darauf die beschwörende Stimme ihrer Schwiegermutter: »Leise doch! Wer weiß, an welchem Schlüsseloch sie horcht.« Eine Weile ging es im Flüsterton weiter, wurde dann wieder lauter.

Sie kroch in den Kamin hinein. Der war ausgefegt und kühl jetzt im Sommer. Von hier aus verstand sie auch das oben Geflüsterte: »Dann machen wir das eben so ...«

Ihr war kalt, wie sie da in dem Ofenloch hockte. Sie zog ihr Sommerkleid über die Knie, schlang die Arme darum, horchte. Und was sie hörte, ließ sie erstarren bis in die Haarspitzen. Es ging um sie, um ihre Tochter, um ihren Mann.

Ihr Mann, Jan Jansen, war Kind dieses Hauses. Hier war er geboren, hier war er aufgewachsen, und immer, wenn er daran zurückdachte, fröstelte es ihn. Er konnte sich

nicht erinnern, als kleines Kind jemals von seiner Mutter auf den Arm genommen und geknuddelt worden zu sein. Nie hatte der Vater ihn auf seine Knie genommen und mit ihm »Hoppe Reiter« gespielt. Geredet wurde in diesem Haus nur da Nötigste. – Sprache als Instrument, sich zu verständigen, nicht, um sich zu verstehen.

Der Tradition entsprechend würde er, der Älteste, wenn es soweit wäre, den Hof übernehmen. Doch mit Achtzehn, wurde er erst einmal Soldat. Das war 1943.

Sein erster Einsatz bestand darin, in Hamburg nach den furchtbaren Bombennächten Ende Juli, Leichen zu bergen. Er arbeitete präzise und schweigsam, brachte es hinter sich wie das Abladen eines Heuwagens; eine Arbeit, die getan werden musste. Was gab es da zu reden? – Nur, dass er nachts davon träumte.

Nach einer Kurzausbildung am Gewehr – eine elende Schleiferei – wurde er nach Frankreich transportiert, das Vaterland verteidigen. Bei der ersten »Feindberührung« kam er in Kriegsgefangenschaft.

Die Gefangenen waren in einer großen Baracke untergebracht, Schlaf-, Wohn- und Essraum zugleich. Sie war bestückt mit »Viererblöcken«: mit Maschendraht bespannte Liegen für je vier Mann. Offen für die ganze Halle. Außerdem gab es ein paar lange Tische mit Bänken zum Sitzen. Alles war dreckig und völlig verwanzt.

Jan wurde eingesetzt, in einer Saline zu arbeiten. Die Arbeit war mörderisch. Das Salz und die südfranzösische Sonne brannten sich in seine Haut. Es gab keinen Schutz für die Augen in dieser grellweißen Salzlandschaft.

Dazu kam das viel zu knappe und schlechte, manchmal verdorbene Essen. Das alles setzte ihm derart zu, dass er

sich kaum noch Chancen ausrechnete, lebend davon zu kommen.

Da gab es in seinem Lager eine offizielle Anfrage: Gesucht wurden solche, die sich mit Landwirtschaft auskannten. Er überlegte, ob er sich melden sollte, ob das überhaupt noch Zweck habe angesichts seiner Todesnähe. Dann tat er es doch. Er wurde einer Bauernfamilie zugewiesen. Der Bauer, der Vater, hatte bei einem Arbeitsunfall das linke Bein verloren, war nicht mehr in der Lage, auf dem Feld zu arbeiten.

Wie Jan am Hoftor, vom LKW abgeladen, sich kaum auf den Beinen halten konnte, kam ihm eine Frau entgegen, im Schlepptau einen halbwüchsigen Jungen und ein kleineres Mädchen, und er sah genau, wie sie erschrak, als sie ihn sah.

Die Frau ging auf ihn zu, Tränen standen ihr in den Augen, sie umarmte ihn und redete auf ihn ein; gute Worte, die er nicht verstand aber begriff: »Mon Dieu! Mein armer Junge!

Was haben sie nur mit dir gemacht?

Du siehst aus wie der Tod auf Urlaub.«

Sie trat einen Schritt zurück, und nun bekam ihre Stimme einen entschiedenen Kommando-Ton: »So, zuerst wird gebadet, dann gegessen, und dann ab ins Bett!«

Beim Essen schlief er ein. Sie brachte ihn ins Bett, unterstützt von ihren Kindern.

Er schlief sechzehn Stunden. Und als er aufwachte, fand er sich in einem Bett wieder, einem richtigen Bett mit sauberem Bettzeug, in einer Kammer nur für ihn.

In den nächsten Tagen erfuhr Jan Jansen, wie es ist, in eine neue Familie hineingeboren zu werden. Zum ersten Mal in seinem Leben bekam er zu spüren, was das ist: Mutterliebe. Und wie schön es sein kann, mit Geschwistern herumzualbern, einfach so.

An seinen Namen Jan mussten sie sich erst gewöhnen. Er klang so ähnlich wie der seines neuen Bruders, des sechzehnjährigen Jean. Seine Schwester hieß Françoise, die war zwölf. Der Vater hieß André und die Mutter: Maman.

Nachdem er sich erholt und eingelebt hatte, ging Jan an die Arbeit. Auf dem Hof hatte seit dem Unfall des Bauern nur noch das Nötigste getan werden können, um ihn in Gang zu halten. Jans Aufgabe war es, aufzuräumen, ihn wieder aufzubauen. An einem der ersten Tage fuhr André mit ihm die Felder ab, damit er einen Eindruck von ihrer Größe und ihrem Zustand bekäme. Und von da an saßen sie jeden Abend zusammen. Zuerst erteilte André ihm genaue Anweisungen für den nächsten Tag, die Jan nur zum Teil verstand, doch er wusste ohnehin, was zu tun war. Und je länger je mehr wurde aus den Anweisungen des Bauern ein gemeinsames Planen. André genoss es, einen kompetenten Mitarbeiter zu haben, der seine landwirtschaftlichen Kenntnisse aus Norddeutschland in den südfranzösischen Betrieb einbrachte.

Am Tage dann kümmerte Jan sich um alles, was draußen zu tun war. Jean unterstützte ihn. André und Maman versorgten die vier Kühe und sorgten sich um die Aufzucht der Schweine.

Jan erfuhr, dass das ganze Leben mit Sprache zu tun hatte, mit französischer Sprache. Besprochen wurde alles, nichts wurde beschwiegen, wie er es von zu Haus kannte. Sogar für Gefühle gab es Wörter. Und er ließ sich darauf ein: Er lernte schnell französisch, und überhaupt lernte er, zu sprechen, sich mitzuteilen, über sich und seine Gefühle Auskunft zu geben.

Der Krieg ging zu Ende, war zu Ende. Der Sommer 1945 ging vorbei. Jan war immer noch da. Er hätte bleiben können bei seiner französischen Familie. Andererseits – er

wusste gar nicht wieso – er wollte wieder zurück nach Deutschland. Er besprach das mit André, Maman und seinen Geschwistern. Alles Für und Wider wurde erörtert. Schließlich einigten sie sich darauf, dass er den Winter über noch da blieb: »Im Norden Deutschlands ist es jetzt viel zu kalt«, sagte André, »da ist richtig Winter.«

Im April 1946 machte er sich auf den »Heimweg«.
»Du kannst jederzeit zu uns zurückkommen«, sagte Maman. »Und wenn nicht für immer, so doch immer wieder. Das musst du versprechen. Schließlich gehörst du zur Familie.«

Jan fuhr also nach Deutschland. Von der Grenze aus schickte er seinen Eltern ein Telegramm mit Ankunftstag und Ankunftszeit.

Helga Drohlshagen saß auf der Bank vor dem Tagelöhnerhaus und schälte Kartoffeln. Ihre Hamburger Wohnung war in der zweiten großen Bombennacht im Juli 1943 in Schutt und Asche gelegt, sie war mit ihrer Mutter evakuiert und hier eingewiesen worden.

Man habe sie nicht gebeten, hierher zu kommen, könne dagegen aber nichts machen, hatte die Bäuerin sie begrüßt. Und »damit das klar ist«, auf dem übrigen Hof hätten sie nichts zu suchen. Nun war der Krieg längst zu Ende, und sie wohnten immer noch hier.

Die kleine Tür im Hoftor wurde geöffnet. Ein junger Mann betrat den Hof, in der Hand ein Bündel, sah sich unschlüssig um.

»He, wer bist du denn, dass du so einfach auf den Hof kommst. Der ist »betreten verboten«.«

Der Mann kam auf sie zu, stand vor ihr:

»Je suis ... Ich bin Jan, Jan Jansen. Wenn mich nicht alles täuscht, bin ich hier zu Hause. Und wer bist du?«

»Ich bin Helga, Helga Drolshagen und wohne hier mit meiner Mutter seit August 1943. Wir sind in Hamburg ausgebombt.

Im Übrigen hast du dir für deine Rückkehr einen schlechten Tag ausgesucht. Deine Eltern sind mit dem Einspänner nach Husum zum Pferdemarkt. – ›Bloß weil der Junge zurückkommt, können wir doch nicht auf den Pferdemarkt verzichten‹, habe ich deine Mutter reden hören, als sie los fuhr.«

Da wusste Jan Jansen: Er war wieder zu Hause.

»Vor Abend sind die nicht wieder zurück«, sagte Helga. »Du kannst solange hier bleiben und mit uns essen. Zuerst mache ich dir mal einen Kaffee, was man hier so Kaffee nennt.« – »Sprichst du französisch?« fragte Jan. »Ein bisschen«, antwortete sie. »Was man so in drei Jahren in der Schule mitbekommen hat.« – »Wunderbar! Ich brauche wen, mit dem ich französisch reden kann.«

»Da bist du ja«, sagte Jans Mutter, als sie und ihr Mann am Abend zurückkamen. Dass er so lange bei den »Hamburgern« gewesen war, nahm sie ihm übel. »Hättest zu Andresens gehen können. Die Wiebke ist nun auch schon neunzehn. Ist eine gute Partie, könnte dir gefallen.« Sein Bündel mit all seinem Hab und Gut, mit allem, was er aus den Jahren der Gefangenschaft heimgebracht hatte, dieses Bündel verbrannte sie, ohne ihn gefragt zu haben, im Küchenherd. Die meisten Heimkehrer brächten Ungeziefer mit nach Hause.

Helga und Jan trafen sich, sooft es ging. Und wenn sie allein waren, sprachen sie französisch miteinander. Jan war ein guter Lehrmeister und Helga eine gelehrige Schülerin. So entstand in diesem Dorf in Dithmarschen eine kleine südfranzösische Sprachkolonie. Und bald gab es

dort niemanden, der nicht wusste, dass die beiden »miteinander gingen«. Das blieb auch Jans Eltern nicht verborgen.

Als Helga schwanger war, ging Jan zu seinem Vater und teilte ihm mit, Helga und er würden heiraten. Die beiden Männer standen sich gegenüber im Jagdzimmer des Vaters, mit seinem Eichentisch, dem Gewehrschrank, den Jagdtrophäen an den Wänden und der Urkunde vom schleswig-holsteinischen Jägerverband. In diesem Raum fühlte der Vater sich am wohlsten, und hierher bestellte er seinen jeweiligen Gesprächspartner, wenn es um wichtige Dinge ging.

»Heiraten!« höhnte er, »wohl auf Französisch, was? – Daraus wird nichts. Die Helga mag ja ein nettes Mädchen sein. Aber zur Bäuerin taugt die Deern aus der Stadt nicht, wenigstens nicht zu einer deutschen.«

Doch nun stellte sich heraus, dass Jan Jansen einen mindestens ebenso harten Bauernschädel hatte, wie sein Vater und alle seine Vorfahren. Er setzte sich durch.

Der Pastor, bei dem sie sich zur kirchlichen Trauung anmeldeten, machte die von einer Versöhnung mit den Eltern abhängig. Also heirateten sie nur standesamtlich, und zur Feier im Saal von Hartmanns Weghaus kamen die Eltern selbstverständlich nicht.

Dass Helga anschließend zu Jan ins Haupthaus zog, konnten sie nicht verhindern. Die Geburt ihrer Enkeltochter »Francoise« nahmen sie zur Kenntnis, nur mussten sie sich über den Namen aufregen: Ein Kind mit einem französischen Namen auf ihrem deutschen Hof. Das konnten sie nun wirklich nicht gutheißen.

Ein Jahr danach der Abend, an dem Helga im Kamin hockte und dem Geflüster des Familienrats zuhörte. Sie war immer noch wie vor den Kopf geschlagen, als sie den

Lauscherplatz verlassen hatte und unbemerkt in ihr eigenes Wohnzimmer im zweiten Stock zurückgekommen war. Sie ging ans Fenster, sah in die endlos ebene Landschaft und dachte an Selbstmord. Einfach aus dem Fenster springen! Aber ebenso schnell verwarf sie den Gedanken wieder. Was würde aus Françoise werden, wenn sie nicht mehr da wäre?

Jan war bei Freunden auf einem »Abschied vom Junggesellendasein«. Es würde spät werden, sie sollte ruhig schon ins Bett gehen.

Als er schließlich kam, lag sie da, starrte unter die Decke. Er war leise, machte kein Licht. Helga hörte, wie er sich auszog und ins Bett kam, sich hinlegte, bemüht, sie nicht zu stören. Doch da konnte sie nicht mehr an sich halten. Sie kroch zu ihm, klammerte sich an ihn und überschwemmte ihn mit ihren Tränen. Jan wusste nicht, wie ihm geschah. Er hielt sie fest und fragte ein paar Mal vorsichtig nach dem Grund für ihren Tränenstrom. Doch alles, was er aus ihr heraus bekam, war: »Die sind so gemein, so abgrundtief gemein!« und nach einer Weile: »Keinen Tag länger bleibe ich in diesem verdammten Haus!« Da verzichtete er auf weitere Fragen, hielt sie nur fest und ließ sie weinen. Irgendwann war Helga dann doch so weit, dass sie, immer wieder von Schluchzern unterbrochen, berichten konnte: Der Familienrat hatte beschlossen, und sie hatte es im Kamin mit angehört, dass Jan, als Ältester und Hoferbe, seiner Frau Helga und seiner Tochter mit dem französischen Namen, den Laufpass geben werde.

Für sie und das Kind werde man nach der Scheidung im Raum Hamburg eine schöne Wohnung mieten und ihr monatlich eine Summe überweisen, von der sie mit ihrer Tochter gut leben könne.

Über die Summe war gestritten worden. Der Preis, den ihr Bruder als angemessen vorgeschlagen hatte, erschien

Jans Mutter zu hoch. Sie habe angefangen, herunterzuhandeln, bis der Vater mit der Faust auf den Tisch geschlagen, von »kleinkariert« und »Pfennigfuchserie« gedonnert und erklärt habe, die Jansens hätten sich noch nie lumpen lassen, und das gelte auch hier.

Für Jan habe man, und zwar in Absprache mit ihren Eltern, Wiebke Andresen als Ehefrau vorgesehen, eine tüchtige Bäuerin. Und die beiden Höfe zusammen hätten eine Größe, die auch die Anschaffung eines anständigen Maschinenparks lohne.

Jan saß aufrecht im Bett. »Die bringe ich um!« knirschte er.

Da bekam Helga es mit der Angst. »Das wirst du nicht tun«, sagte sie, und ihre Stimme war wie brechendes Eis.

»Deine Eltern, sind mir so was von egal. Aber ich möchte dich nicht zehn Jahre lang im Knast besuchen müssen.«

»Dann gehe ich jetzt runter in ihr Schlafzimmer und schreie sie zusammen, dass das ganze Dorf aufwacht«,

sagte Jan. »Irgendwas muss ich doch tun!« Es klang eher trotzig als kämpferisch. Das fand Helga nun fast schon wieder zum Kichern. »Das kannst du natürlich machen«,

sagte sie, »aber dann wacht auch Francoise auf, und die kriegt vielleicht Angst vor ihrem Papa, wenn der da so rumbrüllt.« Und ihre Stimme wurde wieder klar, als sie

sagte: »Lass uns jetzt mal überlegen, wie es wirklich weitergehen kann.«

»Auf alle Fälle müssen wir weg aus diesem Haus und diesem Dorf«, sagte Jan, »möglichst weit weg«.

»Und dafür«, schlug Helga vor, »brauchst du auch gar nicht laut zu werden. Viel wirkungsvoller wäre es, wenn das schweigend vor sich ginge. Schweigen hast du ja gelernt in diesem Haus.«

Sie lagen nebeneinander und überlegten: »Hast du eigentlich die Annonce aus der Zeitung noch?« fragte Helga. »Ja

sicher«, sagte Jan.

Ihre Pläne wurden konkreter, und als die Dämmerung ins Zimmer kroch, waren sie sich einig. Da krochen auch sie ganz eng zusammen, und fingen an, französisch zu flüstern, liebe Worte, Liebesworte. Danach schliefen sie ein. Doch es hatte noch gereicht für einen Sohn, neun Monate später. Den nannten sie Jean.

Am nächsten Morgen kamen sie zu spät zum gemeinsamen Frühstück. Der Tisch war bereits abgeräumt. Jans Mutter war noch in der Küche und sagte was von »auf der faulen Haut liegen«. Sie kümmerten sich nicht um sie. Helga fütterte Françoise, Jan machte Frühstück. »Frühstück machen ist eigentlich Frauensache«, sagte die Mutter. Auch auf diesen Einwand gingen sie nicht ein. Sie redeten französisch miteinander, bis es der Mutter mulmig wurde und sie die Küche verließ.

Nach dem Frühstück packten sie Françoises und Helgas Sachen wie für einen Urlaub. Jan machte den Einspänner fertig, lud Frau und Kind auf und kutscherte sie nach Husum zum Bahnhof.

Von der Post aus riefen sie Helgas Mutter an – die wohnte seit einem halben Jahr wieder in Hamburg – und sagten ihr, wann sie Tochter und Enkelin auf dem Altonaer Bahnhof abholen könnte. Nur für eine Woche.

Als der Zug abgefahren war, holte Jan die Annonce aus der Tasche. Die hatte er vor einiger Zeit »schon mal vorsichtshalber« aus der Dithmarschen Landeszeitung ausgeschnitten. Er ging wieder zur Post, ließ sich ein Amt geben und rief das Bergbauamt in Essen an: Ob sie noch Bergleute suchten. Und wie es mit einer Wohnung für seine Familie sei, und ob sie die Umzugskosten übernehmen oder sich zumindest daran beteiligen würden.

Genau eine Woche danach – mit seinen Eltern hatte Jan kein Wort mehr gewechselt – hielt ihr Möbelwagen in einer Bergarbeitersiedlung in Essen-Katernberg, umlagert

von neugierigen Rotznasen. Mit Françoise auf dem Arm betraten Helga und Jan ihre neue Wohnung. Die war eng, aber frisch gestrichen. Sie traten ans Fenster, sahen über den eigentlich tristen Wäscheplatz und fühlten sich unsagbar frei.

Sonnige Tage *oder*

Johann Gottlieb Seidelbast und Herr Glück im Theater

Die Stühle der vierten Reihe sind auf die fünfte gestapelt. Stuhl auf Stuhl. Stühle als Zuschauer, der achte Stuhl von links ist – dramatisch spotlightbeleuchtet – verkantet aufgesetzt. Das schreit nach Handlung. Die übrigen 11 x 15, roter Plüsch auf grauem Stahlrohr, halten den Atem an.

An der Wand über der Tür rennt das kleine grüne Männchen, im Laufen erstarrt. Der Notausgang. Kein Ausgang mehr für ihn.

Die Bühne ist beleuchtet. Beleuchtet, nicht erleuchtet. Hell ist sie nicht. Zwei Lampen unter der Decke. Nur die und das Spotlight über dem verkanteten Stuhl. Andere Schalter hat er nicht gefunden. Die Bühne ist schwarz. Schwarz ist eine Farbe. Schwarz und dunkel unterscheiden sich voneinander, wenn du Licht reinbringst. An der hinteren Wand stehen drei Stühle, solche wie im Zuschauerraum. Aufeinandergestapelt. Daneben ein Klavier, schwarz. Auf den Brettern eine Aluminiumleiter, so eine, auf der man gern nach oben steigt. In der Mitte, und von der Decke herunter, hängt, nein, er baumelt nicht, er hängt ohne Bewegung, still wie die Stühle im Raum, ein weißer Strick. Er endet in einer Schlinge, genau in der richtigen Höhe. »The hangman's rope«. Die Schlinge ist professionell geknüpft. Sie wird sich problemlos zuziehen wenn die Aluleiter umkippt.

Er sitzt weiter hinten im Zuschauerraum, still, unaufgeregt. In einer Stunde wird es vorbei sein. Doch ein merkwürdiges Gefühl im Magen hat er schon. Das Gefühl meldet sich deutlicher, bis er weiß: er ist hungrig. Soll er vielleicht Hungers sterben? Sterben allein, denkt er, reicht doch. Wieso soll ausgerechnet er keinen Anspruch auf

eine Henkersmahlzeit haben? Passen würde es schon: Nie hat er bekommen, worauf er eigentlich Anspruch gehabt hätte, worauf er sich gefreut hatte. Er hat eben kein Glück gehabt, hat immer zurückstecken müssen. Und jetzt: Eine Currywurst zum Abschied und ein Bier. Das ist nicht zu viel verlangt, und mit etwas im Magen stirbt es sich zufriedener.

Er lässt alles wie es ist: Stühle, Leiter, Strick, Beleuchtung. Da kann er nachher gleich zur Sache kommen. An dem Schlüssel in seiner Hand hängt ein kleines Schild: »Bühneneingang«. Den Schlüssel hat er damals, als er ihr nach der Vorstellung Blumen bringen wollte – sie war aber nicht mehr da – aus ihrer Garderobe mitgenommen, »als wär's ein Stück von ihr«. Er lag auf ihrem Schminktisch, wo nachher nur noch seine Rosen welkten. Sie ist längst aus seinem Leben verschwunden, nur der Schlüssel erinnert an sie. Und jetzt verhilft der ihm dazu, selbst aus dem Leben zu verschwinden. Deswegen ist er hergekommen. Sein einziges Mitbringsel: der Strick. Er hat die Schlinge sorgfältig geknüpft, das Seil an der Bühnendecke festgemacht, sich in den Zuschauerraum gesetzt. Er ist ungestört. Das Theater hat Sommerpause. Die eiserne Tür geht nach außen auf. Das Sonnenlicht blendet. Vorhin hat es noch geregnet.

Der Schnellimbiss nannte sich »Azteken-Grill«. Es roch nach gebrauchtem Öl.
»Ne Currywurst bitte.«
»Mit Pommes?«
»Rot-weiß. Und 'n Pils.«
»Macht vier-achtzig.«
Er ging wieder nach draußen an einen der Stehtische, ploppte den Flaschenverschluss auf.

Angefangen hatte es mit dem Brief.

*Sehr geehrter Herr Glück,
für Sie haben wir heute ein besonderes Geschenk:
Wir haben für zufällig ausgewählte Teilnehmer in Ihrer
Stadt einige Scheine unserer Klassenlotterie abgegeben. Sie
haben Glück gehabt und sind dabei!
Damit können Sie, Herr Glück, 2 x kostenlos um die Lotto-
Millionen spielen!
Rufen Sie am besten sofort unsere kostenlose Hotline an und
fragen Sie nach Ihren persönlichen Zahlen und Terminen!
Diese Chance ist exklusiv für Sie reserviert.
Mit freundlichen Grüßen ...*

Alle Sätze waren mit einem Ausrufungszeichen versehen
gewesen. Und seitdem gehörte er – er besaß ein Dauerlos
und spielte mit diversen Zusätzen – zur, oder sollte er lie-
ber sagen: der?, Klassenlotterie.

Er spießte ein Stück Wurst auf, rührte in der roten Soße,
steckte es bedächtig in den Mund, kaute langsam – er
hatte alle Zeit des Lebens – trank einen Schluck, ver-
schloss die Flasche mit dem Bügelverschluss und stellte sie
auf den runden Plastiktisch.

Gewonnen hatte er nie, doch aufmunternde Briefe be-
kommen:

*»Sehr geehrter Herr Glück,
möchten Sie Millionär werden? Der frischgebackene, glückli-
che Besitzer von 1 Million Euro? Ja? Dann rate ich Ihnen
ganz einfach, jetzt den Einsatz für die 5. Klasse zu setzen.
Denn in dieser Lotterie der Extraklasse wird jeden Tag ein
Millionenpreis verlost.*

*Der absolute »Mega-Knüller« ist die 2. Superziehung. Hier verwandelt das Glück einen Menschen mit 10 Millionen Euro in einen Multi-Millionär!
Ich drücke Ihnen die Daumen, dass die Glücksgöttin Fortuna gerade Sie gewinnen lässt. Wir werden Sie schnellstens über jeden Gewinn unterrichten. Absolut vertraulich und äußerst diskret. Das verspreche ich Ihnen!
Mit herzlichem Gruß ...*

Glück hatte dem Mann schon länger zugesehen, wie der, kleiner, dünner und älter als er, in der Hand eine Plastiktüte von Lidl, die Abfallbehälter des Platzes inspizierte. Seine grauen Haare waren etwas zu lang, sein Bart sicher eine Woche alt. Jetzt steuerte er auf Glück zu, sah mit schiefem Kopf und schiefem Lächeln seine Bierflasche, dann ihn an und murmelte:

»Ob Sie auch mir mit ner Flasche Bier aushelfen können?«

»Und essen wollen Sie nichts, Herr Penner?«

Der Mann richtete sich auf, sah ihm direkt ins Gesicht:

»Wieso?«

»Ob Sie nichts essen wollen?«

»Kein Geld.«

»Hier sind fünf Euro. Gehen Sie rein und holen Sie sich was.«

»Geht nicht.«

»Und warum nicht?«

»Der lässt mich nicht.«

»Dann gehe ich eben. Was soll es denn sein?«

»Ein Bier. Und wenn es Ihnen nichts ausmacht, ein halbes Hähnchen und einen Kümmerling.«

»Einen Kümmerling? Wegen Ihrem Magen?«

»Wegen meines Magens, exakt.«

Sie aßen schweigend. Glück hatte ihr Nebeneinander-Stehen so einrichten können, dass der andere ihm nicht im Wind stand, und er dachte, dass er hoffe, nie in die Lage

zu kommen, solch einen abgestandenen Geruch zu verbreiten, und dass das jetzt alles keine Rolle mehr spiele, weil er ja gleich zurück ins Theater gehe.

»Ja dann«, sagte er, »und schönen Abend noch, Herr Penner.«

»Vielen Dank für Speis und Trank«, sagte der. »Schade, dass Sie schon gehen müssen. Ich habe gerade angefangen, mich an Sie zu gewöhnen. Sie reden so schön wenig. Aber bitte sagen Sie nicht ›Penner‹ zu mir.«

»Ich habe gesagt: Herr Penner.«

»Das macht es auch nicht viel besser.«

»Ist Penner nicht Ihr Beruf?«

»Wir nennen uns ›Berber‹. Und was machen Sie?«

»Bis gestern war ich Verkäufer. Herrenkonfektion. In meiner Freizeit Kinogänger. Seit heute mache ich was anderes.«

»Und was machen Sie seit heute?«

»Seit heute«, sagte Glück und sah den anderen an, gespannt auf dessen Reaktion, »seit heute bin ich Suizidant.«

»Das heißt nicht Suizidant, das heißt Suizident«, sagte der andere unbeeindruckt.

»Wenigstens bin ich das nicht schon länger.«

»Das sagten Sie schon. Ist ja auch kein Beruf für länger. Käme im Übrigen meinen Berufswünschen überhaupt nicht entgegen. Ich klebe am Leben. – Und Sie, warum ...?«

»Ach, das ist ne längere Geschichte.«

»Kann ich die Flaschen wiederhaben? Ich mache jetzt Feierabend.« Der Verkäufer war herausgekommen. »Und du, mach dass du hier wegstommst, du Penner. Du weißt doch, du bist hier unerwünscht.«

»Für Sie immer noch: ›Herr Berber‹«, sagte Glück.

»Ich habe Sie ja gar nicht gemeint«, sagte der Verkäufer und räumte die leeren Bierflaschen ab.

Sie gingen über den Platz, und er dachte, dass er noch nie mit einem Penner oder seinerwegen einem Berber über einen Platz gegangen war.

»Hier um die Ecke ist ein kleiner Park, acht Bäume, zwei Bänke. Und so schönes Wetter! Vielleicht reicht Ihr Geld ja noch für einen Sechserpack. Der Supermarkt hat bis acht offen.«

Der Strick kann gut noch eine Stunde warten, dachte Glück, als sie, den Karton mit den Bierflaschen zwischen sich, auf der Parkbank saßen.

»Eigentlich könnten wir uns auch duzen«, sagte der andere, »wo wir uns doch schon unsere Berufe gestanden haben.«

»Und wie heißt du?«

»Johann Gottlieb Seidelbast.«

»Willst du mich auf den Arm nehmen? Das ist doch kein echter Name. Der ist aus einem Lied, aus einem von diesen alten Küchenliedern.«

»Das ist mein Künstlername.«

»Hast du auch einen richtigen?«

»Gehabt. In meinem bürgerlichen Dasein. Aber damit habe ich gebrochen. Jetzt bin ich nur noch Künstler, Lebenskünstler.«

»Und was bist du in deiner bürgerlichen Phase gewesen?«

»Doktor beider Rechte.«

»Und beruflich?«

»Staatsanwalt.«

»Und jetzt sitzt du hier auf dieser Bank, und ich habe mich so hingesezt, dass du im ablandigen Wind sitzt, denn seitdem du die künstlerische Laufbahn eingeschlagen hast, hast du vermutlich kein Bad mehr von innen gesehen.«

»Hör mal zu, junger Freund, das ist überhaupt kein Grund, überheblich zu sein.«

»Entschuldigung! – Aber kannst du mir verraten, was dich bewogen hat, deine erfolgreiche juristische Karriere mit dieser Parkbank zu vertauschen?«

»Das war ne schlimme Geschichte. Ich hatte die Anklage in einem Mordfall zu vertreten. Ein Indizienprozess. Der Angeklagte hat Stein und Bein geschworen, dass er es nicht gewesen sei. Aber ich bin hart geblieben, und der Richter ist mir gefolgt, sogar im Strafmaß. Alle haben mich beglückwünscht und mir eine große Karriere vorhergesagt. Doch drei Monate später, durch einen Zufall, kam heraus, dass der Mann es tatsächlich nicht gewesen, er also unschuldig war. Doch da hatte er sich gerade in seiner Zelle aufgehängt. Und ich in meiner sturen Selbstherrlichkeit war schuld an seinem Tod.

Es gibt in meiner damaligen Zunft Leute, die stecken so was weg. Ich konnte das nicht. Ich habe alles hingeschmissen, und es hat nicht lange gedauert, da fand ich mich auf der Platte am Hauptbahnhof wieder. – Haben wir noch ein Bier?«

Es war Abend geworden. Sie saßen immer noch auf der Bank, sahen zu, wie die paar Fenster an den Hausrückwänden vor ihnen nacheinander Lichter bekamen. Der Himmel war noch hell. Drei Flugzeuge zogen Warteschleifen, konnten den Düsseldorfer Flughafen nicht finden.

»Jetzt habe ich die ganze Zeit von mir erzählt«, sagte Seidelbast, »und weiß überhaupt nicht, wie du heißt.«

»Mein Name ist so uninteressant wie mein Leben.«

»Nun sag schon. Ich weiß ja gar nicht, wie ich dich anreden soll.«

»Du kannst ›Herr Glück‹ zu mir sagen.«

»Nun hör mal. Wir duzen uns schon seit Stunden.«

»Du kannst trotzdem ›Herr Glück‹ zu mir sagen.«

»Einen Vornamen hast du wohl nicht Herr Glück.«

»Der Nachname reicht.«

»Und Glück heißt du in echt wohl auch nicht.«

»Doch! Das ist es ja eben!«

»Verstehe ich nicht.«
»Ich habe kein Glück, ich heiÙe nur so. Es ist, als ob mein Name zwischen mir und dem wirklichen Glück eine Mauer aufgebaut hat, die ich nicht überwinden kann. Und jetzt habe ich keine Lust mehr, immer nur auf die Mauer zu starren.«
»Deswegen also dein Berufswunsch: Suizident?«
»Du sagst es.«

Die warteschleifenfliegenden Flugzeuge hatten Düsseldorf gefunden. Der warme Sommerabend bereitete sich auf eine laue Nacht vor.

»Wo wohnst du eigentlich?« fragte Glück.
»Ich wohne nicht. Ich bin wohnungslos. Früher hieß das, ›obdachlos‹, doch ›wohnungslos‹ klingt irgendwie gehobener.«
»Und wo schläfst du?«
»Im Karton unterm Balkon, gar nicht weit von hier, direkt drunter aber nur wenn es regnet.« Er sah ihn an. »Darf ich dich einladen? Ich habe noch einen zweiten Karton. Dicke Wellpappe. Für Dich wäre das doch mal was Neues: ›Schlafen wie ein Berber‹. Wenn du aufwachst in der Nacht, siehst du den gestirnten Himmel über dir. Das ist ein ganz besonderes Glücksgefühl.«
»Vielen Dank, aber ich weiß was Besseres. Hast du schon mal im Theater geschlafen? – Komm mit! Die haben Sommerpause.«

Seidelbast stellte seine Plastiktüte in der Künstlergarde-robe ab und sah sich um. Er fand einen Kaffeeautomaten mit noch Kaffee in der Dose daneben, einen kleinen Kühlschrank, »leider leer«, öffnete die Tür neben dem Schminktisch und jubelte:
»Eine warme Dusche und weiches Klopapier!«
»Habe ich dir zu viel versprochen?«

»Was ist das hier eigentlich für ein Laden?«
»Ein Theater im Keller.«
»Und sonst?«
»Weiß ich nicht. Ich bin auch heute erst angekommen, kenne nur die Garderobe und den Zuschauerraum.«
Seidelbast tastete sich einen notbeleuchteten Gang entlang. Der führte zu einem größeren Raum. Er fand einen Schalter, stand in einer Bar. Hinter dem Tresen das ganze Sortiment an Alkoholika, das eine gut geführte Bar auszeichnet. Andächtig sah er zu der Flaschenbatterie auf.
»Weißt du, wie lange ich keinen Calvados mehr getrunken habe? Willst du auch einen?«
»Ich mache mir nicht so viel aus Alkohol.«

Mit dem Glas in der Hand ging Seidelbast durch den Raum, schob einen schwarzen Vorhang zur Seite, stand im Zuschauerraum. Die Bühne war so beleuchtet, wie Glück sie am Nachmittag verlassen hatte.

»Komisches Stück was die hier zuletzt gespielt haben. Den Strick hätten sie nach der Vorstellung wenigstens abnehmen können.«

»Das war nicht deren, das wird mein letztes Stück«, sagte Glück.

»Morgen früh, wenn du gegangen bist.«

»Morgen ist ein neuer Tag. Neuer Tag, neues Glück. Schlaf erst mal, dann sehen wir weiter. Ich wenigstens lege mich jetzt hin, und vorher hole ich mir noch einen Calvados.«

Die Zuschauerstühle ließen sich zusammenstellen. Acht Stück, je zwei gegeneinander, gaben eine ganz gute Matratze. Man musste nur beim Umdrehen vorsichtig sein, damit sie nicht auseinander rutschten.

»Und der Strick?«

»Der bleibt wo er ist.«

»Dann mach wenigstens das Bühnenlicht aus.«

Am nächsten Morgen – dass es Morgen sein musste, zeigte ihnen Glücks Armbanduhr – saßen sie nebeneinander am Schminktisch, sahen ihre Gesichter im Spiegel. Glück meinte, dass Seidelbast, nachdem er unter lautem Gesang ewig lange geduscht, sich die Haare gewaschen und rasiert hatte, annehmbar roch und fast gut aussah. Seidelbast sah Glück an: »Du hast nicht gut geschlafen, oder? Siehst richtig grau aus, wie Glück im Unglück.«

Und Glück sah sein Spiegelbild an und sah, dass er Recht hatte.

»Du musst jetzt gehen«, sagte er, bemüht um Festigkeit in der Stimme.

»Und du solltest dich nicht vor dem Frühstück aufhängen. Lass uns erst noch nach draußen zum Stehcafé gehen und ein Brötchen essen.«

»Ich habe kein Geld mehr, der Rest ist gestern beim Bier draufgegangen.«

»Na, das ist doch wunderbar«, sagte Seidelbast, »dann sind wir beide jetzt in der gleichen Lage. Komm mit, ich zeige dir, wie man das macht. Umbringen kannst du dich immer noch. Wir sollten übrigens einiges an Kleidung austauschen. Du bekommst meinen Parka, auch wenn er dir ein bisschen eng und zu kurz sein wird, das macht sich gut. Und ich kriege deinen Sakko. Die Ärmel krempele ich hoch. Du kannst meinen Hut haben, den brauchst du. Du solltest dir übrigens bei Gelegenheit eine Plastiktüte besorgen. Die ist so gut wie ein Ausweis.«

Sie gingen nach draußen. Die Helligkeit und die Wärme und der Straßenlärm waren wie ein Überfall. Glück taumelte, kniff die Augen zusammen, lehnte sich an die Hauswand.

»Gar nicht schlecht, wie du das machst«, sagte Seidelbast. »So ein Stück Hilflosigkeit macht sich schon mal sehr gut.«

Er wies ihm seinen eigenen Platz in der Fußgängerzone an – »da darf niemand sonst sitzen« – zeigte ihm, wie der Hut zu liegen, und dass er den Blick immer nach unten zu richten, aber im Falle einer Spende schmerzlich-dankbar aufzublicken und einen Dank zu murmeln habe. »Verstehst du, du bist ganz unten. Das wissen alle, sie müssen es außerdem aber auch noch demonstriert kriegen.«

Nach gut einer Stunde kam Seidelbast zurück. Sie zählten zusammen, was sie eingenommen hatten. Das Geschäft war gar nicht so schlecht gewesen. Sie standen draußen bei Kamps, tranken Kaffee, aßen Brötchen. »Das Leben ist schön«, sagte Seidelbast, »wenn man frühstücken kann, und ein Wetter ist wie heute. Aber iss doch! Es gibt erst heute Abend wieder was. Im Wohnungslosen-Treffpunkt. Dienstags- und Donnerstags-Abend. Umsonst. Das Essen kommt aus den Kliniken. Deinen Ausweis hast du dabei? Morgen holen wir uns Lebensmittel bei der ›Tafel.«

»Du redest dauernd vom Essen.«

»Und du wirst dich dran gewöhnen müssen, dass die Frage danach und nach dem Wetter heute und nach der Bank wo man sitzen und dem Platz wo man nachts schlafen kann, das Leben ausmacht.«

Als sie am Abend ins Theater zurückkamen, und Seidelbast – »ich habe heute meinen schottischen Abend« – sich den ersten Whisky geholt hatte, fand er Glücks schwarze Kladde mit den sorgfältig chronologisch abgehefteten Lotteriebrieffen auf dem Schminktisch liegen. »Was ist das denn?«

»Das ist mein Lebensroman in Briefen«, sagte Glück, »geschrieben von der Lotteriezentrale.«

»Lass sehen.«

*Sehr geehrter Herr Glück,
in den ersten drei Klassen sind gerade viele Menschen Milli-
onäre geworden. Sind Sie jetzt in der vierten Klasse an der
Reihe? Mit Ihrem Los, sehr geehrter Herr Glück, haben Sie
die große Chance, aus heiterem Himmel zu erfahren, dass Sie
eben Millionär geworden sind. Sie sollten auf jeden Fall auf
alles gefasst sein. Wir drücken Ihnen beide Daumen.*

Mit freundlichen Grüßen ...

*P S: Sie brauchen wohl nicht lange zu überlegen, welchen
Traum Sie sich mit einer Million Euro erfüllen würden!*

»Und so etwas hebst du auf?«

»Ich wollte eben einmal im Leben Millionär werden.«

»Und dabei bist du sicher eine Menge Geld losgeworden.«

»Du sagst es. Die Briefe haben mich fasziniert. Stell dir
nur vor, es wäre einmal wahr geworden, was sie immer
wieder ankündigten. Einmal im Leben das große Glück
haben! Das war wie ein Sog. Dann habe ich versucht, dem
Sog zu entkommen, habe gekündigt. Doch die Briefe be-
kam ich einfach weiter, und immer wieder habe ich sie
gelesen und weitergespielt. Schließlich habe ich echt
Schluss gemacht damit. Ich bin umgezogen, ohne meine
neue Adresse zu hinterlassen. Es dauerte gerade drei Wo-
chen, da bekam ich den ersten Brief an die neue Adresse:

*Sehr geehrter Herr Glück,
aus einem ganz besonderen Grunde erlaube ich mir heute,
Sie als einen meiner treuen Kunden anzuschreiben: Wissen
Sie, was an meiner Arbeit das Schönste ist? Die Gewinnaus-
zahlung.*

*Neben Hauptgewinnen bis zu 10.000 Euro, 100.000 Euro,
1 Million Euro wird am 31. März der absolute Spitzenge-
winn von sage und schreibe 10 Millionen Euro ausgespielt.
Fordern auch Sie Ihr Glück heraus und geben Sie ihm eine
Chance!*

*Sichern Sie sich Ihr Anschlusslos bitte rechtzeitig mit dem Serviceantrag, und Sie sind automatisch für Ihr Glück bereit.
Mit freundlichen Grüßen ...
PS: Vielleicht können Sie bald ganz einfach von Ihren Zinsen leben. Traumhafte Aussichten!*

Und alles ging von vorn los. Aber hier, unter meiner neuen Adresse, hier finden sie mich nicht.«

Seidelbast brauchte dringend einen neuen Whisky. Auf dem Rückweg rief er nach Glück: Der fand ihn auf der Bühne stehen. »Hilf mir mal, das Klavier nach vorn zu rollen. Und dann setz dich in den Zuschauerraum und höre und staune, wie der große Seidelbast in seiner un-nachahmlichen Weise dir Einblick verschafft in die höchsten Wonnen und die tiefsten Niederungen des menschlichen Lebens.«

Er stellte sein Glas aufs Klavier und machte den Klavierdeckel auf. Als Glück seinen Platz gefunden hatte, verbeugte er sich tief in Richtung Publikum. Dann setzte er sich ans Klavier und sang:

*Johann Gottlieb Seidelbast, Seidelbast
War ein junger Gymnasiast, Gymnasiast,
liebte die Elisabeth, Lisabeth,
denn sie war so hübsch und nett, hübsch und nett.*

Er stand auf, trank einen Schluck und begann mit großer Gebärde: »Hochverehrtes Publikum! Dieser Johann Gottlieb Seidelbast, den das schöne Lied besingt, der bin in Wahrheit ich. Seine Geschichte ist meine Geschichte. Zwar war ich nicht Gymnasiast, aber Gymnasial-Lehrer, Oberstudienrat – Deutsch und Latein. Und die Elisabeth hieß in Wahrheit nicht Elisabeth, sondern Beatrix, ja, sie hieß Beatrix, die große Liebe Dantes. Sie war Schülerin in

meiner 12 a, und ich, hochverehrtes Publikum, ich habe sie geliebt.« Er setzte sich wieder ans Klavier:

*Jeden Abend um halb Zehn, um halb Zehn,
konnte man die beiden sehn, beiden sehn,
liebten sich die ganze Nacht, ganze Nacht,
Keine Schularbeit gemacht, -beit gemacht.*

»Begonnen hat das literarisch und auf einer Klassenfahrt in Berlin. Wir taten all das, was man auf einer Klassenfahrt in Berlin tut, besahen Museen, hatten im Bundestag ein Gespräch mit unserem Abgeordneten, machten die obligatorische Havelfahrt. Und eines Abends, es war ein lauer Sommerabend, und wir saßen in einem Berliner Biergarten, da ist es um mich geschehen. Ich saß mit Beatrix an einem Tisch, und wir sprachen über Gottfried Benn und sein Berlin der Luftbrücke in den fünfziger Jahren, Sie, sehr verehrte Damen und Herren, kennen gewiss sein Gedicht: ›Bar«, in dem es heißt:

*Berlin in Klammern und Banden,
sechs Meilen eng die Town,
und keine Klipper landen,
wenn so die Nebel braun.*

Nach und nach verschwanden meine Kollegin und die anderen Schülerinnen und Schüler, mit prosaischeren Dingen befasst als wir, von unserem Tisch. Und irgendwann waren wir beiden ganz allein im nächtlichen Berlin. Da erhob Beatrix sich von ihrem Biergartenstuhl, stand vor mir, fasste meine beiden Hände, zog mich zu sich empor und an sich und raunte:

*Und nun sich zwei erheben,
wird das Gesetz vollbracht:
das Harte, das Weiche, das Beben
in einer dunkelnden Nacht.*

Ich wusste nicht, wie mir geschah, fasste sie an den Schultern, die fühlten sich schön an, und versuchte, mich aus der Situation zu retten: Dieses Gedicht, liebe Beatrix, sagte ich, sind wir im Unterricht gar nicht durchgegangen. – Aber daran, antwortete sie, und nur daran haben wir doch den ganzen Abend gedacht, Herr Oberstudienrat, so wie du mich angesehen hast. Und ich, liebes Publikum, mochte nicht widersprechen – Und noch in derselben Nacht, zwischen den steifen, grauen Wolldecken einer Berliner Jugendherberge haben wir ›das Gesetz vollbracht‹.

Nach Hause zurückgekommen, gab es im Verlauf der Zeit immer wieder abendlich-nächtliche Begegnungen zwischen uns. Das konnte in unserer kleinen Stadt auf Dauer nicht verborgen bleiben.

*Und der Herr Direktor drum, -rektor drum,
gab ihm das Konsilium, -silium,
Vater ihn enterbte, – erbte,
und das Fell vergerbte, -gerbte.*

Beatrix' Vater, Anwalt und Notar, Vorsitzender der CDU unseres Gemeinwesens mit den besten Beziehungen zur regionalen Presse, startete eine üble Kampagne gegen mich: »Was ist in unseren Schulen los?« hieß es, und: »Sind unsere Töchter Freiwild im Klassenzimmer?« Und natürlich waren wieder einmal die Achtundsechziger, denen ich Ortsbekannt einmal angehört hatte, Schuld am Niedergang der Sitten. Mein Direktor, Parteifreund von Beatrix' Vater, bekam besorgte Briefe von besorgten Vätern, ich anonyme, die an Bedrohlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, Beatrix Vater schickte mir einen eingeschriebenen, in dem er mir anwaltlicher – und väterlicherseits jeglichen Kontakt zu seiner Tochter untersagte, die Stammtische mischten sich ein. Mein Direktor gab

mir das ›Consilium Abeundi‹, den dringenden Rat, mich an eine andere Schule in einer anderen Stadt zu bewerben. Und als ich nicht reagierte, drohte er mir ein Disziplinarverfahren an, ›mit dem Ziel der Entlassung aus dem Schuldienst‹. Meine Familie sagte sich von mir los. Ich machte einen Versuch, aus dem Leben zu scheiden.

*Johann Gottlieb Seidelbast, Seidelbast,
hängte sich an einen Ast, einen Ast.
Die Zunge streckt er weit heraus, weit heraus,
bis dass ihm die Luft ging aus, Luft ging aus.*

Ich schnitt mir die Pulsadern auf, war aber handwerklich nicht geschickt genug. Ich wurde gerettet, kam, ›wegen der Gefahr, die ich für mich selbst, aber auch für andere‹ darstellte, in die Psychiatrie. – Und Beatrix?

*Die Elisabethula, -bethula,
als sie ihn da hängen sah, hängen sah,
ward ihr gram das Leben, Leben,
hängte sich daneben, neben.*

Auch sie hat den Tod gesucht. Nach Frauen Weise mit Tabletten. Aber auch sie hat den, den sie suchte, nicht gefunden. Stattdessen wurde sie von ihrem Vater in ein Internat nach Bayern verbannt. Ich habe sie nie wiedergesehen.

*Die Moral von der Geschicht, der Geschicht,
liebe in der Schule nicht, Schule nicht.
Sonst geht es dir wie diesen, diesen,
Gottlieb und Elisen, -lisen.*

Mein weiteres Leben ist schnell erzählt. Ich fand mich unversehens auf der Platte am Hauptbahnhof wieder,

Mensch unter Menschen, mit denen das Leben nicht zimmerlich umgegangen ist. Fortan nannte ich mich ›Johann Gottlieb Seidelbast‹ und begann eine neue Karriere als Lebenskünstler, an der ich seither kontinuierlich arbeite. – Dieses, hochverehrtes Publikum, war sie, meine Geschichte. Ich danke Ihnen für Ihr geneigtes Ohr.«

Das Publikum klatschte begeistert. Seidelbast verneigte sich dreimal tief, nahm sein Glas vom Klavier, verließ die Bühne und ging in die Bar. Der Strick auf der Bühne pendelte leicht hin und her.

Es waren sonnige Tage. Glück bekam Farbe ins Gesicht und begann eine gewisse Gelassenheit an den Tag zu legen, ließ die Tage kommen und gehen mit der Bettelstunde am Morgen, der Bank unter den staubigen Pappeln am Nachmittag, und den Abenden im Theater, an denen Seidelbast sich durch die Vorräte trank, zwischen schottischen, irischen und amerikanischen Whiskytagen unterschied, einen italienischen und mehrere französische Abende feierte, auch einen serbokroatischen mit Slibowitz. Und am russischen sprach er von Wodka als von »flüssigem Kommunismus«, setzte sich auf die Bühne ans Klavier und sang: «Unsterbliche Opfer, ihr sanket dahin.«

Seidelbast schleppte Glück durch den schönen Sommer und die Anlaufstätten der Berber in der Stadt. Glück lernte die Platte am Hauptbahnhof kennen, die Bahnhofsmission und die »Tafel«, Seidelbast zeigte ihm »für später mal« die Container am Treffpunkt für Wohnungslose, wo man im Winter übernachten konnte, die Kleiderkammer der AWO, den Textilverkauf, pfundweise, beim Roten Kreuz, und die Heilsarmee. Glück besaß inzwischen selbst eine Plastiktüte mit ordentlichen Griffen und empfand sie als ausgesprochen praktisch. Zweimal schliefen sie in Seidelbasts Nachtasyl, unter freiem Himmel, doch zog auch

Seidelbast wegen seiner folkloristisch-alkoholischen Abende die Nächte im Theater vor.

An einem Nachmittag, sie dösten auf ihrer Bank und ließen sich von der Sonne bescheinen, setzte Seidelbast sich plötzlich auf und sagte: »Habe ich dir eigentlich erzählt, wie ich zu meinem jetzigen Leben gekommen bin?«

»Schon zwei Mal.«

Aber Seidelbast legte gleich los: »Das kam durch einen Unfall, an dem ich leider Schuld hatte. Ich war damals Investment-Consulter, gut im Geschäft, wähnte mich auf der Sonnenseite des Lebens und war davon überzeugt, dass es immer weiter aufwärts gehen würde in meinem Leben. Auf einem Rückflug aus New York lernte ich eine schöne Frau kennen. Sie hieß Marion. Wir telefonierten ein paar Mal miteinander, und schließlich lud ich sie ins Restaurant ein, danach noch in eine Bar. Ich wollte sie nach Haus bringen, doch dann – zu schnell war ich auch – habe ich ein Stoppschild übersehen, bin mit meinem BMW ungebremst auf die Vorfahrtsstraße und unter einen Sattelschlepper geraten. Als ich nach Wochen aus dem Krankenhaus entlassen wurde, trug ihr Grab schon einen Stein. In den elend langen Tagen im Krankenhaus wurde mir deutlich, dass ich eben nicht so weitermachen konnte, und direkt nach der Reha habe ich mich auf der Platte am Hauptbahnhof wiedergefunden. Den Rest kennst du.«

Glück gähnte. »Deine vorletzte Geschichte fand ich besser.«

»Nun hör mal zu, Herr Glück«, sagte Seidelbast. »Ein kluger Schriftsteller, der hieß Wolfgang Hildesheimer, hat einmal gesagt: ›Was einer sagt oder liest oder schreibt oder denkt oder druckt oder predigt, ist nicht entweder gut oder schlecht. Es ist entweder falsch oder richtig.«

»Und welche von deinen Geschichten ist die richtige?«

»Heute ist diese Geschichte richtig«, sagte Seidelbast. –
»Übrigens nächstes Wochenende fahre ich nach Stuttgart.
Kommst du mit?«
»Nur so, oder ist da was Besonderes?«
»Da ist das nationale Berbertreffen. Unser Parteitag, wenn
du so willst.«
»Und wie willst du da hinkommen?«
»Ich kenne einen LKW-Fahrer vom Gemüsegroßmarkt,
der fährt die Strecke jeden Freitag. Wenn er keine Reidi
dabei hat, kann ich mitfahren.«
»Keine was?«
»Keine ›Reisedirne‹. Hat er diesmal nicht. Er würde auch
dich mitnehmen. Aber nur geduscht und mit sauberen
Klamotten.«
»Ach, ich weiß nicht«, sagte Glück.
»Mit unserer komfortablen Bleibe ist ohnehin bald
Schluss. Übernächste Woche geht das Theater wieder los.
Und immer hängt da noch der Strick, dein memento
mori.«
»Ja, der hängt da immer noch«, sagte Glück.

In den nächsten Tagen überlegten sie hin und her. Für
Seidelbast war die Reise klar, Glück konnte sich nicht ent-
scheiden. Seidelbast wollte schon am Donnerstagabend
zum Großmarkt gehen, in der Marktgegend übernachten,
er wisse schon wo, und sei früh am nächsten Morgen aus-
geschlafen und bereit für die Reise. Der LKW fuhr um
fünf Uhr.

Glück wollte sich die Entscheidung bis zuletzt offen hal-
ten.
»Und wenn ich nicht da bin, dann habe ich mir das alles
anders überlegt.«

Donnerstag schlug das Wetter um. Am Abend aßen sie
zusammen im Treffpunkt, verabschiedeten sich betont

flüchtig voneinander, und Seidelbast machte sich auf den Weg zum Großmarkt.
Als Glück zurück zum Theater ging, zum ersten Mal seit ihrer Bekanntschaft allein, fing es an zu regnen. Er klappte den Kragen hoch und ging schneller. Am Bühneneingang, zwischen Tür und Füllung, steckte ein Brief.

*Herrn H. Glück
Theater in der Katakombe*

Er zog ihn heraus, riss den Umschlag auf:

*Sehr geehrter Herr Glück,
heute haben wir interesshalber die Liste unserer Gewinner angeschaut und sind zu diesem Ergebnis gekommen: Sie dürfen beim Glück einen gewissen »Nachholbedarf« anmelden und in allernächster Zeit verstärkt mit Gewinnen rechnen. Desgleichen haben wir uns überlegt, wie Sie Ihr Spielglück zusätzlich aktivieren können, und raten Ihnen dringend: Kaufen Sie ein Zusatzlos für die 6. Klasse.
Dank Ihrem »Nachholbedarf« beim Glück, dem Konzept der Gewinnmaximierung und Ihrer Chancen-Steigerung durch ein Zusatzlos bringen Sie sich bei der Ausschüttung von 90 Millionen in eine einzigartig günstige Gewinnposition. Greifen sie zu. Sie haben eine nicht alltägliche Chance in ihren Händen.
Mit freundlichen Grüßen auch für Sie persönlich bin ich ...*

Jetzt erst merkt Glück, dass er noch immer im Regen steht. Er öffnet die Tür und schließt hinter sich ordentlich wieder ab, setzt sich drinnen in den Zuschauerraum. Die Stühle der vierten Reihe sind auf die fünfte gestapelt. Stuhl auf Stuhl. Stühle als Zuschauer, der achte Stuhl von links ist verkantet aufgesetzt. Das schreit nach Handlung. Die anderen Stühle halten den Atem an.



Pinselzeichnung von Horst Dieter Gölzenleuchter; Abbildung aus: »Helga am Kamin«.

Die Frau im Bus

Deswegen hatte ich ja angerufen. Aber der, der hier am Telefon saß, hat nicht angebissen, wollte nur wissen, wie ich heiße, sämtliche Vornamen, wann und wo ich geboren bin – meinen Geburtsort musste ich sogar buchstabieren –, wo ich wohne und all das. Na ja, »angebissen« ist vielleicht nicht so ein glücklicher Ausdruck: Polizei mit Biss! Nee. Was? Nein, ich bin nicht betrunken. War ich damals auch nicht. Ich war beunruhigt. Das ist was anderes. Aber als ich ihm das erzählt habe, hat er gefragt, ob mir so was schon mal passiert ist. Und ich könnte, wenn ich unbedingt wollte, das ja bei meiner Einsatzzentrale zur Sprache bringen. Wenigstens sähe er da keinen Fall für die Polizei. Da habe ich wieder aufgelegt. Und jetzt bin ich persönlich hier. Es geht um dieselbe Sache. Aber jetzt ist es anders, gewissermaßen umgekehrt.

Also noch mal von vorn. Angefangen hat das Donnerstag vor vier Wochen. Ich war gerade an der Haltestelle vorbei, wo diese elend lange Strecke durch das alte Zechengelände anfängt und wo nur noch selten wer mitfährt. Danach wird es dann wieder voller. Ich also, ich gucke nur mal so in den Innenspiegel. Da sitzt sie da, auf der letzten Bank, starrt mich an. Ich habe gar nicht gesehen, wo sie eingestiegen ist. Sie sitzt also da und starrt mich an. Komisch, wenn wer so weit hinten sitzt, kann man eigentlich eher nur den Umriss sehen, aber nicht ob er einen anguckt oder so. Aber hier: Ihre Augen hätten Sie sehen sollen. Ich fühlte mich von denen regelrecht aufgespießt wie ein toter Käfer in so einem Glaskasten. Ich habe mich angestrengt, nur nach vorn zu gucken, aber immer musste ich wieder in den Spiegel sehen. Und darin ihre Augen. Ich war froh, als die nächste Haltestelle kam. Und da, ich erinnere mich noch genau, kam einer in den Bus, der wollte eine Kurzstreckenfahrkarte, hatte aber nur fünfzig Euro dabei, und

ich konnte nicht wechseln. Er fing an zu schimpfen, was das hier für ein Scheißladen wäre, wo man nicht mal ne Fahrkarte kaufen kann. Und die anderen drängten nach in den Bus. Es regnete nämlich. Und als ich sie alle drin hatte, und in den Spiegel guckte, ob die Türen zu wären, da war sie nicht mehr da.

Aber am nächsten Tag wieder. Sitzt da am selben Platz wie gestern, habe ich gedacht, aber das stimmte nicht ganz. Es war zwar der gleiche Platz, aber die vorletzte Bank. Und dann die nächsten Tage: immer der gleiche Platz und immer eine Bank weiter vor. Ich habe nie gesehen, wo sie einstieg und wo sie wieder ausstieg. Sie saß einfach da, starrte mich an und rückte mir von Tag zu Tag näher. Ich habe mit den Kollegen gesprochen, die auch die Strecke fahren, aber von denen war sie keinem aufgefallen. Es sah so aus, als hätte sie es direkt auf mich abgesehen. Und so was darf doch nicht frei rumlaufen, habe ich gedacht. Und da habe ich hier angerufen. Aber der hier am Telefon saß ... – Ach ja, das habe ich Ihnen ja schon erzählt.

Eine Personenbeschreibung? Sie wollen wissen, wie sie aussah? Also, für eine Frau ziemlich groß. Und irgendwie knochig, auch im Gesicht. Was sie anhatte? Irgendwas mit schwarz. Nee, alles an ihr war irgendwie schwarz. Bis auf ihr Gesicht. Weiß wie ne frisch gekalkte Wand. Und diese Augen! Ich fühlte mich bedroht, verstehen Sie? Schließlich ist man als Fahrer völlig hilflos, wenn da eine Person plötzlich von hinten ...

Ob ich sie schon mal auf Plakaten gesehen habe? Wie früher die Baader-Meinhofs? Habe ich auch erst gedacht. War aber nicht. Die sah überhaupt nicht aus wie ein normaler Mensch. Aber auch nicht gerade geistesgestört. Verstehen Sie mich nicht falsch, aber manchmal habe ich gedacht, die ist irgendwie nicht von hier. – Man macht sich

ja seine Gedanken, wenn man jeden Tag dieselbe Strecke fährt, und dann so was.

Weshalb ich erst jetzt zu Ihnen komme? Also hören Sie mal zu: Wenn ein Polizist einem am Telefon sagt, er sieht keine Veranlassung einzuschreiten, dann wird unsereiner schon mal nachdenklich und fragt sich, ob er nicht die Flöhe husten hört.

Auf der einen Seite hat es mich schon geärgert, dass ich da von irgendeinem Youngster in Uniform – Entschuldigung! – nicht ernst genommen wurde. Andererseits, ich hatte getan, was ich tun konnte, und das hat mich beruhigt, irgendwie. Und wenn ich sie nun im Bus hinter mir sah, dachte ich: Ach da bist du ja wieder! Ich habe ihr auch schon mal im Spiegel zugenickt, aber sie hat sich davon nicht beeindrucken lassen. Sie saß einfach da und sah mich im Innenspiegel an. Und mit der Zeit hatte ich den Eindruck, dass ihr Blick nicht mehr so starr war. Das kann aber auch daran gelegen haben, dass ich mich an sie gewöhnt hatte. Sie ist auch nie weiter nach vorn gekommen als bis zur dritten Bankreihe. Aber im Bus gewesen ist sie immer. Und wenn sie mal nicht da war, hat sie mir schon gefehlt.

Ja, und dann kam der Tag, wo ich diesen Unfall auf der Strecke hatte. Nicht dass ich darin verwickelt gewesen wäre. Ich konnte noch rechtzeitig bremsen. Da kam doch dieser Astra aus der Seitenstraße. – Sie haben das ja alles protokolliert – und hat den Motorradfahrer auf die Hörner genommen. Ich habe sofort angerufen, und Sie, ich meine, die Polizei, ist ja auch ziemlich schnell da gewesen.

Aber was ich sagen wollte: In dem Moment, wo ich den Unfall sah und auf die Bremse stieg, ist die schwarze Frau hinter mir aufgestanden, ist an mir vorbei wie ein Lufthauch, wie eine Berührung im Vorbeigehen. Sie ist an der

Vordertür zum Bus raus – die Tür stand hinterher offen, dabei hatte ich gar nicht auf den Knopf gedrückt – ist draußen zum Motorradfahrer, hat sich hingekniet, seinen Kopf auf den Schoß genommen; und dann konnte ich sie nicht mehr sehen, weil die anderen Leute dazwischen waren.

Am nächsten Tag hat in der Zeitung gestanden, dass der Motorradfahrer noch am Unfallort gestorben ist. Von meiner schwarzen Frau war nicht die Rede.

In der nächsten Nacht – das gehört vielleicht nicht ins Protokoll, aber lassen sie mich das trotzdem noch kurz erzählen – habe ich von ihr geträumt. Das war ein schöner Traum. Da hatte ich nämlich den Unfall, lag auf der Straße, und mein Kopf lag in ihrem Schoß. Und das hatte was Endgültiges, wenn Sie wissen, was ich meine. Dann bin ich aufgewacht und habe gedacht: jetzt kann mir gar nichts mehr passieren.

Und nun, ich bin sehr beunruhigt, schlafe schlecht, habe Probleme, meinen Job zu machen. Vorletzte Woche hat sie zweimal gefehlt, hat einen Dienstag und einen Donnerstag ausgelassen, überschlagen, was weiß ich. Aber dann war sie wieder da. Und ich habe mich wieder beruhigt. Aber jetzt, und deshalb bin ich persönlich hergekommen: Seit einer Woche fehlt sie ganz. Sie ist nicht mehr da, ist verschwunden, weg. –

Was Sie das angeht? Na, hören Sie mal! Wer ist denn zuständig für Vermisstenanzeigen?

Unfallursachensteckkarte der Autobahn bei Allershausen

Allershausen liegt nördlich von München. Die Unfallursachensteckkarte hängt im Gebäude der Verkehrspolizeiinspektion Freising. Sie zeigt acht Kilometer Autobahn. Rechts und links Nadeln.

»Die gilt nicht mehr«, sagte der Polizist neben mir. »Seit 2007 werden die Unfälle elektronisch erfasst.«

»Und warum hängt sie noch hier?«

»Wir mochten sie so schnell nicht abbauen. Schließlich hat sie uns 40 Jahre treu gedient.«

»Was bedeuten eigentlich die Nadeln?«

»Jede Nadel zeigt einen Unfall. Die mit den schwarzen Köpfen welche mit tödlichem Ausgang.«

Ich zählte nach. Auf der Seite von Allershausen, also Richtung Nürnberg, 49, darunter 12 schwarze.

»Und die dicken Köpfe?«

»Schwere Unfälle.«

»Die dicken schwarzen?«

»Mehrere Todesopfer.«

Ich zählte die Nadeln Richtung München: 133 weiße, 29 schwarze, dabei 4 dicke, und ich überlegte, was für ein Haufen Schrott zusammenkäme, wenn man das alles zusammenkarren würde, was hier zusammengekracht war. Und wie viele Kränze, wie viele Säрге, wie viele Beerdigungsansprachen, in denen ein Gott bemüht würde, einen Sinn hinter den schwarzen Nadelköpfen zu sehen, zu finden, zu behaupten.

Ich erinnerte mich an einen Autounfall, Jahre zurück auf der A 40. Ich war stop and go an der Stelle vorbeigekommen, an der ein roter Käfer auf der Gegenfahrbahn lag, auf dem Rücken.

Ein Hubschrauber, ein »gelber Engel«, war gerade gestartet und stieg mit elegantem Schwung über die Kiefern in den transzendental blauen Himmel auf. – »Und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß ...«

Ich hatte – das erfuhr ich am Tag darauf – die Frau gekannt, die da verunglückt war und die, in dem Augenblick, als ich dort vorbei kam, in den Himmel getragen wurde. Ich hatte sie gut gekannt, und es war noch nicht richtig zu Ende gewesen mit uns.

Und an diesem Tag hatte man in der Verkehrspolizeiinspektion Wattenscheid eine Nadel in die Unfallursachensteckkarte Richtung Essen gesteckt, eine mit einem kleinen schwarzen Kopf.

»Glauben Sie an Gott?« fragte ich den Polizisten neben mir. Der sah mich an, als hätte ich ihn nach dem Fußweg zum Mond gefragt. Dann guckte er wieder dienstlich.

»Wie ich schon sagte«, sagte er, »das geht jetzt alles elektronisch.«

Im Büchermeer *oder* Die Amsel

Du bist untergegangen, sitzt auf Grund. Bücher bis oben hin. Bücher, aufgestellt wie die Wasser beim Durchzug der Alten Hebräer durch das Rote Meer.

Nichts, woran du dich halten kannst. Wo immer du hingreifst, daneben ist was Interessanteres: Romane, Gedichte, Kabarett, Theater, Briefe, Biografien und Autobiografien, Philosophie und Theologie. Krimis soweit das Auge sieht.

Und wo brütet die Amsel?

Ein Pfeil schickt dich unter dem Bogen durch in einen Seitenarm: Perry Rhodan, früher allgegenwärtig, heute etwas für Spezialisten. Doch du bist keiner. Zurück ins Offene. Kilometerlange Belletristik-Küste. Alles was du lesen könntest, solltest, gelesen haben solltest. Aber du hast dein Leben woanders zugebracht. Die Klassiker-Klippe. Goethes Wahlverwandtschaften in Halbleder, garagengepflegt. Die Jahrhundertwende-Nische. Henryk Sienkiewicz' Quo vadis?« in fünf verschiedenen Ausgaben.

»Quo vadis?« – »Wohin gehst du?«

»Und wohin gehst du?«

Es gibt ein Leben jenseits der Bücher, ein Leben, wo Amseln brüten.

Du drehst ab durchs Kochbücher-Becken, vorbei am Comic-Riff, hältst die Luft an: »Ausgang zur Terrasse«. – »Terrasse bitte nicht betreten, Amsel brütet.«

Da draußen also. Vermutlich eine schwarze. Oder ist sie grau? Sind nicht die Weibchen grau? Vielleicht braun? Braune Amseln gibt es nicht, aber weiße. Gibt es weiße Amseln? Amsel-Albinos? – Du wendest. Wieder zurück am Comic-Riff, durchs Kochbücher-Becken. An der Perry-Rhodan-Barriere nimmst du Kurs auf den Ozean der angewandten Naturwissenschaften: Alles über Technologie, Biologie, Biotechnologie, Physik, Chemie und

Geografie, alles über Gärten, Pferde, Hunde. Hundert
Meter Katzenbücher. – Nichts über Amseln.



Pinselzeichnung von Horst Dieter Gölzenleuchter; Abbildung aus: »Helga am Kamin«.

Im Bilde

Ich sah mir das Bild lange an. Da entdeckte ich die Straßenkreuzung. Und dann war es ganz einfach. Ich setzte einen Fuß auf den Rahmen, trat einen Schritt vorwärts, und schon war ich im Bilde, stand mitten auf der Kreuzung. Straßenlärm schlug über mir zusammen. Es roch nach Auspuffgasen. Die Ampel sprang um, und eine Breitseite Autos kam auf mich zugeschossen.

»Gehen bei Grün der Kinder wegen«, sagte eine weißhaarige Dame neben mir.

»Sind sie Lehrerin?«

»Das ist kein Grund, bei Rot über die Kreuzung zu gehen.«

»Ist ja auch viel zu gefährlich«, sagte ich.

»Eben! Und ich musste das auch erst lernen, als ich vom Stern fiel.«

»Von welchem Stern?«

»Vom Abendstern. Ich war Lehrerin in der Abendschule da oben.«

»Interessant«, sagte ich, »und wie lange sind Sie schon hier?«

Sie holte eine Streichholzschachtel aus der Handtasche, schob sie auf, guckte hinein: »Fünfhundertzehn Jahre, drei Monate, sechsundzwanzig Tage und acht Stunden. Und in dieser Zeit hat der Verkehr stark zugenommen.«

»Ich bin eben erst ins Bild gekommen«, sagte ich.

»In was für ein Bild?«

»Wir hängen hier nämlich im Museum.«

»Und in welcher Galaxis?«

»In Bochum, wenn Ihnen das was sagt.«

»Im Augenblick nicht. Aber ich kann ja einmal im Internet nachsehen. Und wo, sagten Sie, sind Sie ins Bild hereingekommen?«

»Der Eingang ist direkt hinter mir.«

»Sie sind mir aber ein Schlingel! Wenn Sie da weiter gehen, kommen Sie zum Mond. Sie können aber auch den Bus nehmen.«

Ich nahm den Bus. Ein roter Doppeldecker. Er fuhr links. »Sind wir hier in London oder in Hongkong?« fragte ich den Chinesen, der neben mir saß.

»In Stockholm«, antwortete er, »als es in Schweden noch Linksverkehr gab.«

»Glaube ich nicht.«

Aber da fuhren wir schon durch tiefe schwedische Wälder. Mücken, groß wie Kuhfladen klatschten gegen die Fenster. Und vor uns auf der Straße stand ein Elch. Der Bus bremste.

»Sage ich doch!« sagte der Chinese.

Da hatte der Elch den Bus angegriffen. Er schnaubte und drückte und schob. Der Bus rollte rückwärts, rollte und rollte und rutschte über den Rand der Erde. Wir taumelten durch den Weltenraum, verfehlten knapp den Mond, schrammten an der Sonne entlang, wurden aber nur leicht beschädigt. Kopfüber näherten wir uns der Venus, setzten auf und federten zurück. Ihre Oberfläche: lauter Gummibärchen.

Voll der Eindrücke, aber wohlbehalten kamen wir wieder in der Stadt an. Ich ging über die Straße und bestellte einen Döner.

»Elchfleisch«, sagte der Mann hinter der Theke und wetzte sein Messer.

Unversehens trat ich einen Schritt zurück, stolperte über den Bilderrahmen und fand mich auf dem Fußboden im Museum wieder.

Nacht. Das Museum dunkel. Die Straßenlaternen schicken nur minimales Licht zu den großen Bildern. Ich

stehe auf, gehe, taste mich von Bild zu Bild. Vor jedem stecke ich ein Streichholz an. Ich suche ein Bild mit einem Bett. Es braucht ja nicht das von van Gogh zu sein. Eins mit einer Couch täte es auch, selbst ein unsigniertes. Ich brauche etwas, wo ich schlafen kann.

Biographisches

Nils Rimkus: Interview mit Friedrich Grotjahn

Nils Rimkus: Friedrich, mit Blick auf deinen beruflichen Werdegang sprichst du von deinen »zwei Leben«. Das eine reicht bis 1991. Bis dahin warst du als evangelischer Theologe auf verschiedenen kirchlichen Arbeitsfeldern tätig. Dann – neun Jahre vor deinem offiziellen Eintritt ins Rentenalter – der Beginn deiner Berufszeit als Autor. Was hat diesen Wechsel ausgelöst?

Es gab keinen konkreten Auslöser. Aber es gab eine Vorgeschichte. Das ging los gegen Ende der 1980er Jahre. Da war ich Pastor in Salzgitter, und da habe ich angefangen, die Kurzgeschichten von »Pastor Schäfer« zu schreiben. Ich erinnere mich noch genau: Da stand in der Zeitung eine Geburtsanzeige im Stil einer Auto-Anzeige: »Unser zweites Sondermodell«, hieß es da, und dann ging es um »Erstzulassung«, »Leergewicht« und »Abgaswerte«. Zuerst habe ich gedacht: Was ist das für ein Mist, die Anzeige der Geburt eines Menschenkindes zur Blechsprache verkommen. – Aber dann ist das eine meiner ersten Geschichten geworden, abgedruckt im Gemeindebrief.

Und einmal angefangen, wurden daraus noch mehrere ›Pastor Schäfer‹-Geschichten. Zugleich aber entwickelte sich bei mir der Wunsch, mehr zu schreiben und mehr Zeit dafür zu haben, sodass ich schließlich deswegen meinen Beruf als Pastor aufgegeben habe.

In der Festschrift zu deinem 75. Geburtstag hat Curt Hondrich einige schöne Vergleiche gezogen. Nachdem er feststellt, dass dem Predigen häufig ein Schreiben vorausgeht und dass es bei Protestanten nicht ungewöhnlich ist, dass ein Theologe

auch »schreibt«. – Was mich interessiert: Ist dein Schreiben auch predigen? Hast du eine Mission?

Das ist ein wichtiges Thema, aber nicht mein Leitmotiv. Ich setze mich nicht hin und sage: Nun muss ich den Menschen mal wieder auf meinen erhobenen Zeigefinger hinweisen, und das mit der Geschichte XY ummänteln. Nein, so läuft das nicht. Ich will erzählen, will aber nicht unbedingt überzeugen. Das muss die Erzählung selber tun.

Irgendwann habe ich einmal einen schönen Satz gelesen, der stammt von Bernard von Brentano, einem Bruder Heinrich von Brentanos, der unter Adenauer Außenminister war – der Satz lautet: »Sagen lassen sich die Menschen nichts, aber erzählen lassen sie sich alles.«

Also, eine Moral gibt es in deinen Geschichten schon, finde ich. Und wenn du doch eine Mission hast, dann vielleicht eine Friedensmission. – Was ist dein roter Faden?

Ich versuche meine biographischen Erfahrungen mit historischen Begebenheiten oder gesellschaftlichen Entwicklungen zu verbinden. Auslöser für eine Geschichte kann irgendeine Erfahrung sein, die mich nicht loslässt. Ein paar Geschichten sind so entstanden. So habe ich mich vor ein paar Jahren sehr für Madonnenfiguren in katholischen Kirchen interessiert. Und da habe ich »Christian« erfunden, der mit diesen Madonnen in Kirchen redet. Das ist schon das halbe Buch. Die andere Hälfte: Früher, wenn ich ganz schnell mit dem Fahrrad fuhr, hatte ich hinterher oft so einen Metallgeschmack auf der Zunge. Der hatte für mich ein bisschen etwas von einem Geschmack des Todes. Und dieses beides zieht sich durch den ganzen Roman, der in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts spielt. Der Titel des Buchs: *Der Geschmack von Messing*.

Du hast aber zu Beginn deines Schreibens keinen Roman verfasst.

Nein. Das kam später. Ich habe zunächst vor allem für den Hörfunk gearbeitet. Damit habe ich auch Geld verdient. Diese Arbeiten habe ich gerne gemacht, mal abgesehen von den Finanzen.

Du schreibst doch immer noch fürs Radio, oder?

Ja. Das ist zwar weniger geworden, aber eine Reihe von Sendungen gibt es noch im SüdwestRundfunk: Ich interviewe biblische Gestalten, von Eva und Adam bis Judas, die meisten schreibe ich zusammen mit der Bochumer Biografin Barbara Hagin.

Noch einmal zu deinem literarischen Schreiben: Welche schriftstellerischen Phasen gibt es?

Das hat, wie Du weißt, angefangen mit den Geschichten von ›Pastor Schäfer‹, Kurzgeschichten, die ich im Kern selbst erlebt habe. Danach habe ich zwei Lebensgeschichten erzählt, reale Lebensgeschichten. Einmal die von Eva Bormann. Diese Frau war eine geradezu »gläubige« Nationalsozialistin, verheiratet mit einem Pfarrer, der ebenso »braun« war. Der Mann wurde Soldat und kam 1943 ums Leben. Mit ihrem toten Mann hat sie sich jahrelang unterhalten und daraus ein Tagebuch gemacht. Über dieses Gespräch und den Aufzeichnungen ist sie aus einer NS-Frau zu einer tapferen Friedensfrau geworden. Die andere Geschichte ist *Eine Gerechte* ...

... diese Geschichte hat mich sehr nachdenklich gemacht.

Eine Gerechte ist die Geschichte meiner Stiefmutter im »Dritten Reich«. Sie hat in den letzten beiden Kriegsjahren ein jüdisches Mädchen bei sich aufgenommen und vor den Nazis gerettet. Das war ein ausgesprochen schwieriges Zusammenleben, sowohl für das Mädchen wie auch für die Frau. Und dazu gibt es eine Nachgeschichte: Bekannte von mir haben auf einer Israelreise in der Gedenkstätte ›Yad Vashem‹ in Jerusalem von diesem Buch erzählt. Von da bekam ich dann die Bitte um das Buch und um einen Bericht, wie es wirklich gewesen war. Zusammen mit meiner Schwester habe ich mich auf die Suche gemacht. Wir haben herausgefunden, dass das jüdische Mädchen von damals noch lebt. Heute ist sie eine Frau, Anfang Achtzig, die aber mit der ganzen Geschichte nichts mehr zu tun haben will und einen Kontakt mit uns strikt ablehnt.

An diese auch psychologisch konfliktreiche Dimension des Untertauchens, des Verstecktwerdens, hatte ich vorher nicht gedacht. Spielen deine Bücher mit historischen Bezügen immer in der Zeit des »Dritten Reichs«?

Eigentlich nur noch mein letztes Buch: *Ameisen in der Stadt*, die Geschichte eines SS-Mannes. Und auch mein vorletztes Buch spielt in dieser Zeit, beschreibt allerdings einen längeren Zeitraum. Dabei sollte es eigentlich nur um eine Reisegeschichte gehen.

Es geht um: Ein Grab in Casablanca, die Geschichte einer Marokkoreise.

Ganz recht. Aber es geht nicht nur um diese Reise, sondern um das, worauf der Titel schon hinweist, es geht um Vergangenheit, die in die Gegenwart hineinragt, es geht um Frankreich und Deutschland in der Kolonialzeit, um

Erbfeindschaft und Imperialismus und es geht um Marokko heute.

Wie schreibst du so eine Geschichte auf? Geschieht das in einem Fluss, oder mit Pausen ...?

Das hängt sehr von der Situation ab. Wenigstens kann ich nicht »zwischen Tür und Angel« schreiben. Ich brauche Zeit, so viel Zeit bis meine Figur sagt: »Hier kannst du weitermachen!« Manchmal hilft auch eine örtliche Veränderung, um neue Impulse zu bekommen.

Wie kommst du zu deinen Figuren?

Die entwickeln sich im Lauf der Geschichte, im Prozess des Schreibens. Es kann sein, dass sie am Schluss andere sind als am Anfang. Deshalb kann ich meinen Anfang auch erst am Schluss schreiben. Manchmal ist es schwierig mit Namen. Es sollen schon gebräuchliche Namen sein, mit denen man sich identifizieren kann, aber nicht so gebräuchlich wie Meier, Müller, Schulze. Manchmal hilft das Telefonbuch, manchmal ist ein Gang über den Friedhof nützlich.

Und wie bist du zu den Bochumer Literaten gekommen?

Ich habe auf Anfrage seit 2004 im Bürgerfunk in der Sparte Literatur gearbeitet. Michael Starcke war auch dabei und gegen Ende gehörte auch Heide Rieck dazu. Als der Bürgerfunk jetzt vor zehn Jahren aufgelöst wurde, haben wir uns zusammengesetzt und überlegt, ob und wie es weitergehen könnte. Und wir haben beschlossen, als Autorengruppe Bochumer Literaten weiterzumachen. Ich bin dabei geblieben. Auch weil ich gern mit anderen zusammenarbeite.

Letzte Frage. Woran arbeitest du zurzeit?

Ich habe aus meinen insgesamt zehn Büchern die Geschichten, in denen Tiere vorkommen, herausgeschrieben, 15 Texte. Die Gelsenkirchener Künstlerin Barbara Ring hat sie illustriert. Und so ist es mein – unser – schönstes Buch geworden. Wenn dieses Interview erscheint, haben wir es voraussichtlich schon vorgestellt.

Tierisches

Der Habicht

»Da drüben sind wieder welche eingezogen«, sagte Hannas Mutter. »Und es hieß doch, die Baracke sollte abgerissen werden, nachdem die letzten raus sind.«

»Die wohnen da schon drei Wochen«, sagte Hanna. »Das Mädchen heißt Ludmilla. Die ist meine Freundin.«

»Und woher kennst du sie?«

»Sie geht in meine Klasse.«

»Aber das Mädchen ist doch viel größer als du, muss mindestens drei Klassen weiter sein. Die kriegt doch schon einen Busen.«

»Ludmilla spricht noch nicht so gut deutsch«, sagte Hanna, »aber stark ist sie, stärker als alle Jungen in der Klasse. Und sie weiß alles. Das hat sie mir selber gesagt. Morgen zeigt sie mir den Habicht.«

»Da bin ich aber gespannt«, sagte die Mutter. »Ich wohne hier schon seit zwölf Jahren und habe noch nie einen Habicht gesehen. Nur Tauben und ihren Dreck auf dem Balkon. Und natürlich Spatzen.«

»Der Habicht ist ein ganz besonderer Vogel«, sagte Hanna. »In Russland gibt es viele davon, hat Ludmilla gesagt. Alle Tauben haben vor ihm Angst. Und man muss genau aufpassen, dass man ihn sieht. Er ist immer ganz schnell wieder weg.«

Am Freitag war Ludmilla nicht in der Schule. Hanna stand den ganzen Nachmittag am Küchenfenster und passte auf, ob sie vielleicht auf die Straße käme. Einmal guckte ihre Mutter aus der Tür, und am Abend kam ihr Vater von der Arbeit. Ludmilla war aber nicht zu sehen, auch Sonnabend und Sonntag nicht.

Aber als Hanna am Montag aus dem Haus kam, wartete sie schon. Und sie gingen zusammen zur Schule.
»Wo bist du das ganze Wochenende gewesen?« fragte Hanna.
»Ich war krank.«
»Und der Habicht?«
»Welcher Habicht?«
»Du wolltest mir am Freitag den Habicht zeigen.«
»Ach ja, der Habicht«, sagte Ludmilla. »Morgen.«

Dienstagmorgen. — Hanna war ganz aufgeregt.
»Wo du bloß wieder mit deinen Gedanken bist«, sagte die Mutter. »Hast du auch den Schlüssel?«
Den hätte Hanna vergessen. Und dann hätte sie nach der Schule vor der Wohnungstür gesessen, ohne Mittag.
Sie nahm das rote Band mit dem Schlüssel vom Haken und hängte es sich um den Hals. Jetzt noch die Haare drunter hergezogen und den Schlüssel ins T-Shirt gesteckt. Fertig.

»Zeigst du mir heute den Habicht?« fragte Hanna als sie aus der Schule kamen.
»Du kannst vorher bei uns Mittag essen«, sagte Ludmilla. Hanna rannte wieder nach unten und über die Straße zu Ludmillas Haus. Die saß schon mit ihren Eltern am Tisch. Aber für Hanna war noch Platz.
Ludmillas Mutter nahm Hannas Hand in ihre beiden Hände und redete freundlich. Hanna konnte sie nicht verstehen.
»Sie sagt, sie freut sich, dass du mit uns essen willst«, sagte Ludmilla. »Es ist das erste Mal, dass wir hier Besuch haben.«
Es gab Sauerkraut, Kartoffeln und Fleisch. Danach zogen sie los. Sie gingen über den Wäscheplatz und krochen durch das Loch im Drahtzaun.

»Er ist scheu«, sagte Ludmilla, »er zeigt sich nicht gerne wo Menschen wohnen.«

Hinter den Gärten sprangen sie über den Graben mit dem schwarzen Wasser. Das roch nach altem Öl und schillerte bunt in der Sonne. Auf dem Platz am Bahndamm lag immer noch der alte Kinderwagen ohne Räder und das rostige Auto. Neu war der Kühlschrank. Der hatte aber keine Tür mehr.

»Hier gibt es nur alte Sachen und Brennesseln und Ratten«, sagte Hanna.

»Ratten greift der Habicht auch, nicht nur Tauben.«

Ludmilla richtete sich auf.

»Da war er«, rief sie, »hinter den Damm ist er geflogen.«

Hanna hatte ihn nicht gesehen.

Sie kletterten auf den Bahndamm und passten auf, dass sie nicht im Brombeergestrüpp hängen blieben. Die Gleise waren dunkelbraun vom Rost. Dazwischen wuchs hartes, gelbes Gras.

Vor ihnen lag das flache Land rechts und links vom Kanal. Der zog sich gerade, wie mit einem Lineal gezogen, durch die Felder bis zum Wald hin.

»Hier oben können wir nicht bleiben«, sagte Ludmilla,

»hier sieht er uns schon von Weitem.«

Sie stiegen auf der anderen Seite hinunter und standen auf dem Betonweg neben dem Kanal. Zwischen dem Weg und der Kanalböschung das große Gebüsch. Das war im letzten Herbst ganz blau gewesen, voll von Schlehen; winzige Pflaumen, die schwer von den Zweigen abgingen. Die waren so sauer, dass es einem den Mund zu zog. Jetzt gab es nur Blätter und Stacheln.

»Da war er wieder«, sagte Ludmilla. Aber Hanna hatte auf den Schwarm Spatzen geachtet, der aus dem Gebüsch geflattert kam.

»Am besten, wir gehen zum Wald«, sagte Ludmilla. »Da wohnt er nämlich. Habichte wohnen immer im Wald.« Hanna war noch nie allein bis zum Wald gewesen.

Ludmilla nahm sie an die Hand. Der Weg dauerte. Einmal mussten sie zur Seite gehen, weil ihnen ein Trecker entgegenkam. Einmal wurden sie von einem Schiff, das auf dem Kanal fuhr, überholt.

Endlich waren sie angekommen. Ludmilla ließ Hannas Hand los, und Hanna drehte sich um. Weit hinten lag der Bahndamm. So weit waren sie gegangen!

»Da«, sagte Ludmilla, »da war er wieder. Ich habe doch gewusst, dass er hier wohnt.« Hanna hatte ihn wieder nicht gesehen. Und sie hätte jetzt gerne ein bisschen geweint. Aber das tat sie nicht – wegen Ludmilla. Sie setzten sich ins Gras, wo es schattig war.

»Wir können ihn locken«, sagte Ludmilla.

»Und wie?«

Ludmilla riss einen Grashalm aus der Erde und klemmte ihn zwischen ihre Daumen. Die hielt sie vor den Mund und pustete. Das gab einen Ton wie auf einer kaputten Kindertrompete. Aber der Habicht ließ sich davon nicht locken.

»Jetzt hilft nur noch warten«, sagte Ludmilla. Sie legten sich auf den Rücken, sahen den Wolken zu, die über den Kanal gesegelt kamen, und warteten. Hanna dachte an den langen Nachhauseweg und machte mal kurz die Augen zu.

»Da war er wieder«, flüsterte Ludmilla, »ganz dicht über dem Wasser ist er gekommen, dann steil nach oben und von oben in den Wald. – Hast du ihn auch gesehen?«
»Ich hatte die Augen zu«, sagte Hanna traurig. Ludmilla beugte sich zu ihr herüber.
»Mit Augen zu geht das auch«, sagte sie. »Du musst die Augen zukneifen und an ihn denken. Ganz doll, ein bisschen reicht nicht. Und dann die Augen ganz schnell wieder aufmachen. Dann kannst du ihn sehen.«

Hanna setzte sich hin und kniff die Augen zu. Mit dem An – den – Habicht – Denken war es schwierig. Sie musste immer daran denken, die Augen geschlossen zu halten. Als sie sie wieder öffnete, sah sie lauter schwarze Punkte, lauter kleine Vögel. Die flogen hoch, in einem Bogen zur Seite und wieder nach unten bis sie in ihren Augenwinkeln verschwanden.
»Ich habe – ich glaube, ich habe einen Schwarm Spatzen gesehen«, sagte sie.
»Siehst du«, sagte Ludmilla, »so fängt das an.«

Als Hanna nach Haus kam, war ihre Mutter schon da.
»Wo bist du so lange gewesen?« fragte sie. »Deine Tasche hast du einfach in den Flur geknallt, und gegessen hast du auch nichts.«
»Ich hatte keinen Hunger.«
»Und die Schularbeiten?«
»Die mache ich noch.«

Sie ging ans Küchenfenster und sah nach draußen über den Wäscheplatz und die Gärten zum Bahndamm hinüber.
Dann probierte sie es noch einmal. Sie kniff die Augen zu, dass es weh tat, und dachte ganz fest an den Habicht.
Dann riss sie sie mit einem Ruck wieder auf. Und da sah sie ihn. Hinter Ludmillas Haus stieg er auf, segelte hoch

am Himmel über die Gärten hin und verschwand hinter dem Bahndamm.

Amsel 3:
Hörst du die Amsel?

Christian liegt im Krankenhaus, hat Besuch von seiner Tochter Julia.

Julia war aufgestanden und ans Fenster getreten.

»Es ist so schönes Wetter«, sagte sie, »wie eine Ahnung, dass der Winter einmal zu Ende sein könnte. – Deck dich zu, ich mache das Fenster auf.« Durch das offene Fenster kam die Sonne herein und kühle Luft. Christian horchte nach draußen.

»Hörst du die Amsel? – So früh im Jahr!«

»Ich kann sie sehen« sagte Julia. »Sie sitzt dort, in der Kastanie. – Aber jetzt ist es hier kalt genug.«

Sie schloss das Fenster, setzte sich wieder zu Christian ans Bett.

(...)

Als Julia am Morgen ins Krankenhaus kam, war Christian gestorben.

»Um halb Vier«, sagte Schwester Inge, »ganz ruhig, ohne Schmerzen, wenigstens das. Wir haben ihn liegen gelassen, damit Sie ihn noch einmal so sehen können wie in den letzten beiden Wochen.«

Julia ging zu Christian ins Zimmer. Er lag in seinem Bett, die Augen geschlossen. Seine Stirn war kalt, eine Kälte, die von innen kam. Die Hände auf der Decke hatten etwas wächsern Durchscheinendes. Sein Kinn wurde von einer

Binde gehalten: Die sorgte dafür, dass der Mund geschlossen blieb, bis die Leichenstarre solch eine Unterstützung unnötig machte.

Sie setzte sich ans Bett, wie sie da jeden Tag gesessen hatte, sah Christian lange an. Sein Gesichtsausdruck war der eines Menschen, der etwas erlebt hat, woran er sich gerne erinnert. Und zugleich kam es ihr vor, als ob sein Gesicht sich veränderte, ihr fremder würde, als bewege Christian sich von ihr weg.

Sie stand auf, trat ans Fenster, machte es weit auf, sah hinaus in den sonnigen Morgen.

»Hörst du die Amsel?« hörte sie Christian fragen.

»Ich sehe sie«, antwortete Julia. »Sie sitzt dort drüben in der Kastanie.«

Der Muthase

Der Hase tobte über die Wiese unter dem Krähenbaum. Er sprang in die Luft, schlug einen Haken, machte drei Purzelbäume; und dann dasselbe noch einmal.

Aus dem Wald kam der Fuchs.

»Kannst du aber schön tanzen, mein Kleiner!«

Der Hase brach mitten im Sprung ab und setzte sich auf die Hinterbeine.

»Komm mir nicht zu nah«, japste er, »Hasen und Füchse vertragen sich nicht.«

»Aber, aber«, sagte der Fuchs und kam einen Schritt näher. »Sehe ich aus wie einer, mit dem man sich nicht vertragen kann?« Und wieder kam er einen Schritt näher.

»Und überhaupt«, sagte der Hase, »ich tanze nicht, ich übe Springen.«

»Überall auf der Welt nennt man das Tanzen«, sagte der Fuchs. »Soll ich dir zeigen, wie man es richtig macht? Komm, gib mir deine Pfote.« Und er kam noch einen Schritt näher.

Hätte nicht die Krähe über ihnen im Baum gesessen, wäre es mit dem Hasen aus gewesen. Denn plötzlich riss der Fuchs das Maul auf und sprang auf ihn los. Der Hase machte einen Satz zur Seite, aber der Fuchs hatte ihn schon am Ohr. Da kam die Krähe wie ein schwarzer Blitz vom Baum herunter und stürzte sich mit dem Schnabel und Krallen auf den Fuchs. Der ließ das Hasenohr los und sah sich nach der Angreiferin um. Doch die saß schon wieder auf ihrem Ast und putzte sich die Federn.

»Jetzt hast du alles verdorben«, schimpfte er. »Und ich hätte dir ein Hinterbein abgegeben.«

Der Hase aber war Hals über Kopf nach Hause in sein Gebüsch gerannt. Sein rechtes Ohr hing herunter und

blutete. Das Bluten hörte bald auf. Aber das Ohr blieb ausgefranst.

Erst eine Woche danach traute der Hase sich wieder auf die Wiese. Immer wieder blieb er stehen, sah sich um und horchte.

Da hörte er eine Stimme über sich:

»Was hast du mit deinem Ohr gemacht?«

Er duckte sich, drückte sich platt an den Boden, sah aus wie ein Fleck Erde.

»Vor mir brauchst du keine Angst zu haben«, sagte die Stimme.

Der Hase drehte vorsichtig den Kopf zur Seite und sah nach oben. Da sah er die Krähe auf ihrem Ast sitzen.

»Also, was ist mit deinem Ohr?«

»Der Fuchs«, flüsterte er und fing an zu zittern.

»Keine Angst! Der ist nicht da.«

Der Hase setzte sich auf.

»Du hast es gut«, sagte er, »du brauchst keine Angst zu haben, du hast Flügel.«

Die Krähe kam vom Baum herunter und setzte sich auf einen Stein.

»Und du«, sagte sie, »du hast die längsten Ohren der Welt. Das eine ist ausgefranst. Trotzdem. So gut wie du hörst sonst niemand. Und Augen hast du. Damit kannst du die ganze Wiese überblicken, ohne auch nur den Kopf zu drehen. Und so lange Beine! Damit läufst du allen anderen davon.«

»Der Fuchs ist schneller.«

»Bist ein Angsthase, was?«

»Ich habe eben Angst.«

»Weil du nicht weißt, was du kannst.«

»Was soll ich schon können!«

»Haken schlagen.«

»Das bisschen Schlenkern mit den Beinen!«
»Das bisschen Schlenkern mit den Beinen! Das kann der Fuchs nämlich nicht. Da bist du ihm über«, sagte die Krähe.
»So, und das üben wir jetzt: Ich bin der Fuchs und will dich fressen, und du bist der Hase und rennst weg.«

Der Hase rannte los. Die Krähe flog hinterher. Der Hase lief so schnell er konnte, doch da war die Krähe schon über ihm und hackte ihm mit dem Schnabel in den Hintern.
»Au, das tut weh«, rief der Hase. »Und du willst meine Freundin sein!«
»Wenn ich der Fuchs wäre und nicht deine Freundin, dann hättest du jetzt keinen blauen Fleck am Hintern, sondern wärest tot.«
»Ich bin eben doch nicht schnell genug«, jammerte der Hase.
»Ich habe gesagt, du sollst Haken schlagen. – Los, noch mal!«

Und wieder rannte der Hase über die Wiese. Doch jetzt hatte er begriffen. Immer wenn die Krähe zustoßen wollte, schlug er einen Haken, und sie hackte ins Leere. Wie sehr sie sich auch anstrengte, sie erwischte ihn kein zweites Mal.

Am nächsten Tag saß der Hase wieder unter dem Krähenbaum. Und an diesem Tag kann der Fuchs wirklich.
»Siehst du ihn?«, fragte die Krähe. Der Hase richtete sich auf. Den Fuchs sah er nicht, nur seine Schwanzspitze, aufgerichtet über dem hohen Gras.
Er wollte weglaufen. Aber die Krähe rief ihm zu:
»Bleib! Sieh ihm in die Augen! Er muss sehen, dass du ihn gesehen hast. Dann erst lauf los! Und vergiss nicht: Haken schlagen!«

»Mit wem plauderst du denn da, Krähe?«, fragte der Fuchs. »Oder hältst du Selbstgespräche?« Er trat auf die Wiese, da sah er den Hasen.

»Sieh mal einer an! Bist du nicht der Kleine, dem ich neulich die Löffel langgezogen habe? Lass doch mal sehen, ob das Ohr wieder angewachsen ist.« Und er kam einen Schritt näher.

»Bleib, wo du bist«, rief der Hase, »sonst ...«

»Sonst was?«

»Sonst, sonst – sonst laufe ich weg.« Und bevor der Fuchs sich versah, machte der Hase einen Satz zur Seite und rannte los. Der Fuchs hinterher.

Als der Hase den Fuchs hinter sich hecheln hörte, schlug er einen Haken nach rechts. Der Fuchs lief geradeaus. Er bremste, machte eine Kurve und war wieder da. Der Hase lief auf den Krähenbaum zu. Doch direkt davor schlug er einen Linkshaken, und der Fuchs knallte voll gegen den Baum.

Als er sich wieder berappelt hatte, sah er sich nach dem Hasen um. Der war schon auf dem Sprung. Und wieder ging es über die Wiese. Einmal schickte der Hase ihn in die Hecke. Da bekam der Fuchs einen Dorn in die Pfote. Doch er verbiss sich den Schmerz und jagte weiter. Und einmal dachte er: »Jetzt habe ich ihn!« Doch wieder schlug der Hase einen Haken, und der Fuchs landete mit der Schnauze in einem Maulwurfshaufen.

Da stand er, nieste und hustete, spuckte Erde aus und wischte sich die Schnauze. Der Hase hockte in einiger Entfernung, trommelte mit dem Hinterbein auf den Boden und fragte:

»Na, was ist? Noch eine Runde?«

Da gab der Fuchs auf. Er ließ den Schwanz hängen, und ohne sich zu verabschieden, drehte er ab in den Wald.

Tagelang ließ der Fuchs sich nicht blicken. Doch eines Abends war er wieder da. Ganz leise war er gekommen. Der Hase aber und die Krähe hatten aufgepasst. Und als er auf die Wiese geschlichen kam, wurde er schon erwartet.

Unter dem Krähenbaum standen sie sich gegenüber, blickten sich in die Augen. Der Hase aufrecht auf den Hinterbeinen, der Fuchs geduckt zum Sprung. Wie versteinert sahen sie aus. Nur die Schwanzspitze des Fuchses zuckte.

Einmal war es, als wollte der Fuchs losspringen. Aber dann tat er es doch nicht. Einmal sah es aus, als wollte der Hase den ersten Satz zur Flucht machen. Aber noch war ihm der Fuchs nicht nahe genug. Keiner sagte ein Wort, auch die Krähe auf dem Baum wagte keinen Mucks.

Das dauerte eine volle Viertelstunde. Da sah der Fuchs ein, dass nichts zu machen war. Er klappte das Maul auf und gähnte laut, streckte seine Hinterbeine aus, erst das rechte, dann das linke. Die waren ganz steif geworden von der Anspannung. Dann schaute er zum Himmel auf, als ob er da etwas Interessantes entdeckt hätte, und sagte:

»Na denn – Gute Nacht, Hase!« drehte ab und verschwand im Unterholz.

»Gute Nacht, Fuchs!«, rief ihm der Hase hinterher.

Seitdem ist die Wiese unter dem Krähenbaum der Ort, wo sich Fuchs und Hase »Gute Nacht« sagen.

Kunigunde

Ein Vorgartenteich, nicht größer als ein Autostellplatz, 85 cm tief. Eigentlich kein Teich, in dem kleine Fische große Schicksale haben. Immerhin, es gab auch hier Aufregungen: Letzten Sommer, als frisches Wasser in den Teich gelassen wurde, der Teich voll war, überlief. So war Arthur ums Leben gekommen, war herausgesprungen, herausgeschwemmt, vom Zaum aufgehalten. Und dann die Katze.

Einen Schreck hatte es in der Teichbevölkerung gegeben, als Jakob von Gegenüber den Teich interessanter fand als sein Bobbycar, es auch geschafft hatte, die Vorgartenzaunpforte zu öffnen, und uneingedenk dessen, dass »Wasser keine Balken hat«, in den Teich hineinplatschte. Glücklicherweise war seine Mutter in der Nähe gewesen.

Kunigunde war der älteste und größte Fisch im Teich. Sie hatte schon mehrere Vorgartenteiche kennengelernt, war dreimal umgezogen, das letzte Mal zusammen mit Arthur. Von den anderen wurde sie respektiert. Sie machten ihr Platz, wenn Lisa morgens zur Futterstelle kam.

»Guck mal, da oben sitzt er wieder«, sagte Lisa zu Martin, zeigte ihm den Reiher auf dem Dachfirst: »Du, ich habe ein ungutes Gefühl. Er sitzt jetzt fast jeden Tag da oben.«

»Ach der«, sagte Martin. »Da kannst du beruhigt sein. Zu unseren Fischen kommt er nicht runter. Hier ist zu wenig Platz für ihn. Wenn der an den Teich will, muss er schon auf der Straße landen und den Rest zu Fuß gehen. Doch hast du schon mal einen Reiher zu Fuß gehen sehen? Ich noch nicht, schon gar nicht auf der Straße. Und da oben sitzt er so oft, weil er von da auch die beiden anderen Vorgartenteiche übersehen kann. Trotzdem, er sollte sich an den Platz dort oben nicht gewöhnen.«

Also klatschten sie kräftig in die Hände. Der Reiher erhob sich, und mit beleidigt gebogenem Hals flog er davon. Es war ein strahlender Herbsttag, Mittag. Sie waren beim Essen. Da kam ein Anruf des übernächsten Nachbarn, ob ihnen ein Fisch fehle. Sie holten einen Eimer mit Wasser aus dem Teich und liefen zu den Nachbarn. Die hatten an dem schönen Tag auf der Veranda zu Mittag gegessen. Da hatten sie den Reiher auffliegen gesehen, im Schnabel einen großen Goldfisch, der sich heftig wehrte. Sie waren aufgesprungen, hatten Lärm gemacht. »Das muss den Räuber so erschreckt haben, dass er den Fisch hat fallen lassen, ausgerechnet auf unser Garagendach. Von da haben wir ihn dann heruntergeholt und in einen Eimer mit Wasser gesetzt.«

Lisa und Martin sahen es gleich: Das war Kunigunde. Sie platzierten sie in ihren Wassereimer und ließen sich die Geschichte der Rettung gleich noch einmal erzählen.

Zu Hause ließen sie Kunigunde wieder in den Teich. Sie tauchte sofort unter, war an diesem Tag nicht mehr zu sehen.

Am nächsten Morgen beim Füttern war Kunigunde zum ersten Mal nicht die Erste am Futterplatz. Sie kam langsamer als sonst, geradezu schleppend. Die anderen Fische machten ihr ehrfürchtig Platz. Sie nippte ein bisschen am Futter, drehte sich um, schwerfälliger als sonst, und verschwand.

Von da an führte Kunigunde ein Eigenleben. Am Rande des Teichs, nahe der Oberfläche, gab es eine Mulde. Kunigunde schwamm morgens einmal durch den Teich, blieb dann in ihrer Mulde. Lisa gab ihr schließlich morgens ein paar Futterflocken direkt dorthin.

Kunigunde starb drei Wochen lang. Ihre aufrechte Haltung, wenn sie durch den Teich schwamm, begann schief zu werden. Sie konnte sich nicht mehr aufrichten. Schließlich schwamm sie, wenn sie denn schwamm, ganz auf der Seite.

Es machte ihr auch Mühe, ihre Mulde aufzusuchen und über den Rand hinein zu kommen. Und wenn ihr das gelungen war, gab es Tage, an denen sie dort bewegungslos liegen blieb.

An einem frühen Nachmittag kam Martin zum Teich. Am Rand, wo Kunigunde in ihrer Mulde lag, ging er in die Hocke. Sie bewegte sich nicht. Er sah sie lange an, flüsterte dann ihren Namen: «Kunigunde:» Und sie, und er sah, dass ihr das schwerfiel, wedelte einmal mit ihrer freien Flosse, lag dann wieder da, bewegungslos. Diese Begrüßung war so anrührend, das ihm die Tränen kamen.

Ein Teil der Nachbarschaft nahm Anteil an Kunigundes Sterben.

»Das ist ja nicht mit anzusehen«, sagte die Frau von gegenüber.

»Wenn es Ihnen recht ist, töte ich den Fisch ohne dass er groß was davon merkt.«

»Vielen Dank«, sagte Martin, »aber das müssen wir schon selber tun.«

Ameisen 2: Der Redner

So stand es in der Tagespresse:

Dr. Cramer über »Verameisung«

Über das brandaktuelle Thema »Verameisung« und was man dagegen tun kann, geht es in der Volkshochschule. Es spricht Dr. Claus Cramer, stadtbekannt aufgrund seiner Vorträge über Themen, die Naturwissenschaft und Literatur in gleicher Weise tangieren. Freitag, 28. September, 20 Uhr. Der Eintritt ist frei.

»Sollen wir dazu etwas unternehmen?«, fragte Königin Samantha auf der wöchentlichen Konferenzschaltung der Ameisen-Königinnen.

Allgemeine Zustimmung.

»Wir sind schon lange nicht mehr öffentlich in Erscheinung getreten«, erklärte Karoline von Kemnade. »Ich würde zum Beispiel gerne einmal hier die Instrumentenausstellung aufmischen. Natürlich nur, wenn genügend Publikum da ist.«

»Das wäre sicher ganz reizvoll, mein Liebe«, flötete Samantha, »jetzt aber ist erst einmal der Vortrag dieses Schwätzers in der Volkshochschule dran. – Wer ist da eigentlich zuständig? Bist du es, Brianna?«

»Nein«, antwortete Brianna. »Ich habe meinen Sitz unter dem Polizeipräsidium, zusammen mit Nathalie.«

»Volkshochschule, das ist mein Revier«, meldete sich Königin Brenna. »Ich wohne mit meinem Volk direkt drunter.«

»Und du würdest das übernehmen?«

»Nichts lieber als das!«

»Und hättest du schon eine Idee, wie du das angehen könntest?«

»Ich lasse mir was einfallen. Doch vorweg schon mal so viel: Was mir vorschwebt, ist eine kleine, schnelle Aktion.

Es geht schließlich nur um einen Vortrag. Zwei Offizierinnen und höchstens 100 Hoplitinnen. Das müsste reichen.«

»Na dann, viel Erfolg!«

»Danke!«

Der Vortrag begann mit einer »Neubesinnung auf das Wort ›Verameisung‹«, wie der Redner zu Beginn seines Vortrags ausführte.

»Ich weiß natürlich, dass dieser Begriff Ende des 19. Jahrhunderts eine völlig andere Bedeutung hatte, als ich sie für heute reklamiere.«

Ende des 19. Jahrhunderts, erinnerte er, sei dieser Begriff auf die Industrie- und Massengesellschaft gemünzt gewesen, deren Bevölkerung sich in den Großstädten zusammenballte. Die modernen Massenmenschen, so hatte es damals geheißen, seien auf Plätzen und Straßen der Großstädte zu Automaten geworden, bar jeder Individualität und Persönlichkeit, wie Ameisen eben. Und für diesen Prozess habe man zur damaligen Zeit den Begriff ›Verameisung‹ erfunden.

»Und auch heute noch«, sagte er, »taucht diese Vorstellung bisweilen literarisch auf.

Heute aber muss dieser Begriff völlig neu gedacht werden. Und ich bin es« – der Vortragende sah sich bedeutungsvoll im Saal um – »der mit dem heutigen Vortrag dieses Umdenken anmahnt.«

Heute müsse mit dem Begriff ›Verameisung‹ die Gefahr einer Herrschaft der Ameisen über die Menschen, beziehungsweise einer Verdrängung der Menschen durch die Ameisen umschrieben werden.

»Es ist fünf vor Zwölf«, sagte Claus Cramer in anklagendem Ton, so dass den Hörerinnen und Hörern ein kalter Schauer über den Rücken lief. »Und ich möchte mit diesem bescheidenen Beitrag meinen Teil dazu beitragen, dass es soweit nicht kommt.«

Wie aber der Gefahr begegnen?

Der Vortragende erinnerte daran – wie auf jedem seiner Vorträge – dass er nicht nur Natur- sondern auch Literaturwissenschaftler sei, und fuhr fort:

»In meiner Bibliothek bin ich kürzlich wieder auf eine Novelle gestoßen, in der es genau um diese Gefahr geht, ein schmaler Band, der 1937 in den ›Hamburger Heften‹ erschienen ist.«

Es handele sich um eine literarische Arbeit des zu Unrecht vergessenen Autors Carl Stephenson mit dem Titel: ›Leiningens Kampf mit den Ameisen.‹

Der Held der Novelle sei ein deutscher Farmer namens Leiningen, der in Brasilien direkt an einem großen Fluss eine Musterfarm aufgebaut habe. Ein Mann, der nach der Devise lebe: »Das menschliche Gehirn ist stärker als die Elemente. Es muss sich nur seiner Kraft bewusst sein.«

»Eines Tages bekam Leiningen Besuch eines Regierungsvertreters. Der Mann forderte ihn dringend auf, innerhalb eines Tages seine Farm zu verlassen und auf die andere Flussseite zu wechseln, weil ein Heer von Ameisen unterwegs sei, die spätestens übermorgen die Farm erreicht hätten, erklärte er. Und er fuhr fort, ich zitiere: ›Das sind nicht Tiere, die man bekämpfen kann, das ist ein Elementarereignis! Zehn Kilometer in der Länge und zwei in der Breite – nichts als Ameisen. Und wenn Sie sie hier erwarten, kann übermorgen Ihr blank geputztes Skelett auf Ihrer blank geputzten Farm spazieren gehen.‹

Doch Leiningen dachte nicht daran, seine Farm im Stich zu lassen. Er kannte – heißt es – ›die Intelligenz der Ameisen, ihre Anpassungsgabe, ihren Ordnungssinn, ihr Organisationstalent.‹

Und dann waren sie da: ›Schauderhafte Exemplare. Bewundernswerte Ordnung, mit der das feindliche Heer

heranrückte. Keine noch so gut gedrillte menschliche Armee hätte exakter vorgehen können ...«

Ich will Ihnen nicht die ganze Geschichte erzählen«, sagte Dr. Cramer. »Nur so viel: Der Kampf Leiningens und seiner Farmarbeiter mit den feindlichen Ameisen dauert mehrere Tage. Und trotz des Einsatzes von brennendem Petroleum sieht es gegen Ende so aus, als ob die Ameisen siegen würden. Doch in letzter Minute, selbst schon bedeckt mit Ameisen, kämpft sich Leiningen zum Wehr des Flusses vor, leitet ihn über seine Plantagen, über sein Farmgelände.

Und der schwemmt den Feind hinweg.

Weshalb, meine Damen und Herren, habe ich Ihnen das erzählt?«

Sagte Dr. Cramer.

»Ich meine, wir können von diesem deutschen Farmer nur lernen, von seiner Intelligenz, seiner Kenntnis des Feindes und von seinem persönlichen Einsatz. Und damit komme ich zu uns, hier und heute: Was können wir tun, um der heute drohenden ›Verameisung‹ zu begegnen?

Ich meine Folgendes ...«

Weiter kam der Vortragende nicht, denn plötzlich war er voller Ameisen. Sie krabbelten überall, bedeckten seinen Anzug, den Kopf, die Hände. Zuerst versuchte er, sich mit seinem Manuskript zu wehren, schlug damit um sich. Doch dann musste er loslassen, die Seiten flatterten herunter. Und auch er selbst ging hinter seinem Pult zu Boden.

Die Hörerinnen und Hörer waren aufgesprungen, in Angst, selbst von den Ameisen angegriffen zu werden. Doch die waren schon wieder verschwunden. Und hinter dem Pult kam Dr. Cramer hervorgekrochen – auf allen Vieren. Neben dem Pult hielt er an, kniete sich aufrecht

und streckte seine Arme und Hände wie Fühler den Zuhörenden entgegen, als wollte er ihnen etwas mitteilen. Die aber, entlastet vom persönlichen Ameisenbefall, entdeckten das Komische an dieser Situation. Heiterkeit machte sich breit. Als Claus Cramer begann, auf die Ausgangstür zuzukrabbeln, bildeten sie ein Spalier und begleiteten seinen Weg mit Beifallklatschen bis zur Tür.

Dort erwartete man ihn schon. Er bekam eine Spritze, wurde auf eine Bahre gelegt und in den Ruheraum gebracht.

Die Ratte und der Igel

Christian war schon konfirmiert und ging aufs humanistische Gymnasium. – Da war er mit Martin auf dem Nachhauseweg gewesen, in der Wasserstraße. Der erste schöne Tag nach dem langen Regen. Ein jämmerliches Gefiepe kam aus einem Gossengully. Zuerst dachten sie, ein Vogel hätte sich darin verfangen. Martin kniete davor und sah hinein.

»Nichts.«

Christian krepelte den rechten Hemdsärmel hoch und langte so tief er konnte in das Loch. Da hatte sich etwas in seine Hand verbissen, hing daran fest, ließ sich auch nicht wegschlenkern.

»Setz dich hin, ich trete sie tot«, schrie Martin und gab ihm einen Stoß. Christian saß auf dem Bürgersteig, die Hand von sich gestreckt auf dem Boden. Das Tier lag auf der Seite und rührte sich nicht, ließ aber auch nicht los. Und dann sah Christian, wie Martin der Ratte den Absatz seines Stiefels auf den Kopf setzte und zutrat. Einmal, zweimal. Da gab es einen Knacks. Das Tier ließ Christians Hand los und ging – nein, es lief nicht, es ging, mit merkwürdig schaukeligen Bewegungen – zurück in den Gully. Christian sah ihm hinterher; im Mund den Geschmack von Messing.

»Komm mit zu Dr. Giesecke!«

Martin wickelte sein Taschentuch um Christians blutende Hand und zog ihn mit sich. – Dr. Giesecke war gerade von einem Hausbesuch zurück.

»Eine Ratte hat ihn gebissen.«

»Die hat aber ganz schön zugelangt.«

Er verband Christian die Hand, und dann sagte er: »Ich gebe dir jetzt eine Tetanuspritze, zieh die Hose runter.«

Der Schulhof von Christians Gymnasium stieß, nur durch einen Maschendrahtzaun begrenzt, an den Schulhof der Mädchen-Oberschule. Und das war die Schule von Eva. Eva aber war katholisch, verschärft katholisch; ihre Mutter war die Schwester des katholischen Priesters und führte ihrem Bruder den Haushalt. Und die Liebe zu Eva hatte Christian gepackt, geschmissen, hingerissen. Sie mochte Christian auch, wenn auch nicht so bedingungslos wie er sie.

Sie trafen sich anfangs eher zufällig, dann eher heimlich. Und eines Nachmittags – es regnete, und sie hatten sich noch so viel zu sagen – zog sie ihn mit sich in die katholische Kirche. Eva fasste ihn an der Hand und schob ihn auf die letzte der sechs Kniebänke in der Seitenkapelle. Vier Kerzen brannten vor dem Marienaltar. Sonst waren sie allein.

Sie rückten eng zusammen, um miteinander sprechen zu können. Christian war mit dem Mund ganz dicht an Evas Ohr. Der Duft ihres Haares mischte sich mit der Anwesenheit der Madonna und dem Weihrauch in der Luft zu einem gesamt-katholischen Geruch, der ihn ratlos und sehnsüchtig machte.

»Ich liebe dich«, wisperte er ihr ins Ohr.

»Was hast du gesagt?«

»Ich liebe dich.«

Da rückte sie von ihm ab.

»Ich bin aber katholisch«, sagte sie.

»Dann werde ich eben auch katholisch«, sagte er trotzig.

Am nächsten Tag in der Pause steckte Eva ihm einen Brief durch den Zaun. Sie habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht, sei mit sich selbst und mit ihrem Gewissen zu Rat gegangen. Und nun sei dieses ihr fester Entschluss: Mit einem Jungen, der wegen eines Mädchens den Glauben wechsele, werde sie nicht zusammengehen können. Er solle ihr nicht böse sein. »Und liebe Grüße, Eva.«

Christian hatte sich in der Toilettenkabine eingeschlossen, mit zitternden Händen den Brief aufgerissen und gelesen. Dass Eva ihn sitzen lassen würde mit dieser Begründung! Er saß auf dem Klo und dachte an Selbstmord. Doch dann schrillte die Klingel. Das Leben ging weiter.

Die Musiklehrerin schickte ihn nach Hause: »Du bist blass, solltest dich ins Bett legen.«

Ohne jemandem auch nur einen Blick zu gönnen, verließ Christian Klasse und Schule, ging nach Hause, brach seine Spardose auf und steckte das Geld in den Brustbeutel. Für den Anfang würde es reichen. Er verstaute Schlafsack und Regenzeug in den Fahrradtaschen, machte sein Finnmesser am Gürtel fest, packte sein Gepäck aufs Fahrrad und fuhr los. In der Wasserstraße kaufte er ein Brot, ein Glas Erdbeermarmelade und eine große Flasche Limonade. Damit verließ er die Stadt.

Am späten Nachmittag erreichte er den Wald. Hier war er letzten Herbst auf eine kleine Höhle gestoßen, gerade so tief, einen wie ihn unterzubringen. Sie lag versteckt, ihr Eingang vom Weg her nicht einsehbar. Doch von ihr aus hatte er den ganzen Weg bis hinunter zu den Forellenteichen unter Kontrolle. Die Höhle war in diesem Jahr noch nicht benutzt worden. Das sah er gleich. Das Heu darin

roch nach Schimmel. Er räumte es aus, packte Tannenzweige auf den Boden. Sein Fahrrad schob er ins Unterholz.

Langsam wurde es dunkel, nun war er ganz allein auf der Welt. Er kroch in seinen Schlafsack und legte sich so, dass er nach draußen sehen konnte. Im Unterholz knackte es. Vorsichtshalber nahm er sein Messer vom Gürtel, steckte es griffbereit in die Erde.

Da lag er. Sollten sie ihn doch suchen! Sollte Eva doch denken, er habe sich umgebracht. Er würde von nun an das Leben eines Einzelgängers führen, weit weg von der Stadt mit ihren Schulen, Kirchen und Evas.

»Einsam und frei wie ein Baum ...«

In der Nacht wachte er auf. Da war ein Geräusch ganz in der Nähe, das sich von allen vertrauten Nachtgeräuschen unterschied. Christian brauchte eine Weile bis er wusste, wo er war. Er sah nach draußen. Der Mond war aufgegangen und beschien den Weg und den Teich. Eine Wolke schob sich davor, und alles war in fahles Licht getaucht. Die Wolke ging vorbei und die Beleuchtung war wieder in Ordnung. Es kam eine neue, und wieder das Geräusch. Da sah Christian das Tier, ganz nah.

Die Ratte – Sie kam direkt auf ihn zu, zum Beißen nah. Er riss das Messer aus der Erde, und mit einem Schrei stürzte er sich auf die Angreiferin.

Der Mond befreite sich von der Wolke. Da sah Christian, was er angerichtet hatte. Vor ihm lag ein Igel, durchstoßen von seinem Finnmesser. Er nahm das Messer, schleuderte es in den Wald, rollte sich zurück in die Höhle und weinte hemmungslos.

Irgendwann war er doch eingeschlafen. Als er wieder aufwachte, schien die Sonne. Vor der Höhle lag der tote Igel. Ameisen hatten sich über ihn hergemacht. Christian kroch an ihm vorbei ins Freie. Sein Messer fand er am Fuß einer Buche, die Klinge schwarz von getrocknetem Blut. Er nahm es auf, stach, hackte und grub ein Loch in den Waldboden. Bei der Arbeit wurde die Klinge wieder sauber. Er nahm den Igel, bettete ihn in die Grube, bedeckte ihn mit Tannenzweigen und Buchenlaub und schob Erde darüber.

Nach dem Begräbnis setzte er sich vor den Höhleneingang und schloss die Augen. Er hatte getötet. Das war schlimmer, als von einer Frau verlassen zu werden. Diesen Geschmack des Todes würde er sein Leben lang nicht loswerden. Und zugleich erfüllte der ihn mit einem bitteren Stolz. – Stolz worauf? Er konnte es nicht sagen, stand auf, packte seine Sachen zusammen und fuhr nach Hause. Niemand erfuhr, was gewesen war.

Ein Täuberich

Weißt du noch, wie wir ankamen? Ich sah nur Tauben, du warst fasziniert von der Glasfront der Halle: Über drei Etagen 32 Riesenfenster, oben Rundbögen, Bahnhofsarchitektur. Die Halle dröhnte von ein- und ausfahrenden Zügen und Lautsprecherdurchsagen. Du standest da wie festgewachsen, den Koffer zwischen die Beine geklemmt, und sahst immer nur die Fassade an. Dann schiss dir eine Taube auf den Kopf und holte dich zurück ins Land der Lebendigen.

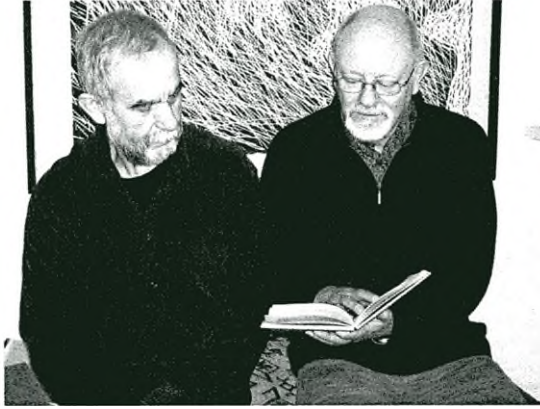
Ein Päckchen Taschentücher habe ich gebraucht, bis ich deinen Kopf wieder sauber hatte. Und dauernd hast du was von »architektonischem Kunstwerk« gefaselt, von »Glas und Stahl« und von »kühner Architektur«. Da habe ich gewusst, dass unser gemeinsamer Urlaub umsonst gewesen war, weil du immer noch diesen idiotischen Architekten im Kopf hattest, und dass du nichts schneller wolltest, als nach Hause zu fahren und ihn wieder zu sehen in seinem Schuppen aus Glas und Beton.

Als wir essen gingen, brauchtest du unbedingt eine Kneipe mit Blick auf diese bekloppte Halle. Dabei hättest du auch mich mal ansehen können, braun gebrannt wie ich war. Du aber sahst nur das Bauwerk gegenüber, und ich sah es in deiner Sonnenbrille. »Wirst du ihn wiedersehen?«, habe ich dich gefragt. Und du: »Hast du mal einen Stift?«, und hast angefangen, eine Skizze auf die Serviette zu zeichnen. Ich fand dein Kunstwerk einigermaßen dilettantisch, bin nach nebenan zum Kiosk gegangen und habe dir eine Ansichtskarte von der Fassade gekauft. Du hast dich artig bedankt und gesagt, dass du das so gut gar nicht aufzeichnen kannst für ihn. Da habe ich dir die Sonnenbrille abgenommen und sie durchs offene Fenster auf die Straße geschmissen. »Was machst du?«, hast du mich gefragt.

Und ich: »In deiner Brille ist der Bahnhof zu klein«, habe gezahlt und bin gegangen. Du mit den beiden Koffern hinterher. Du hast schwer zu schleppen gehabt; ich war frei wie ein Vogel.

Weißt du noch, wie die Leute geguckt haben, als ich im Bahnhof die Fassade hochgeklettert bin? An der dritten Längsstrebe rechts. Immer weiter nach oben. Von Nahem war die Architektur gar nicht mehr so architektonisch-abstrakt, die Fenster ziemlich dreckig, manche Scheiben hatten Sprünge. Es war fast gemütlich. Und je höher ich kam, umso mehr Taubennester. Ein Platz zum Wohnen.

So bin ich eine Taube geworden, genauer gesagt, ein Täuberich. Wo die dritte Querstrebe auf die vierte Längsstrebe stößt, habe ich mein Nest. Und wenn ich Leute sehe, die die Fassade anlotzen, mache ich den Sturzflug und scheiße ihnen auf den Kopf.



Horst Dieter Gölzenleuchter und Friedrich Grotjahn (rechts); Foto: Valentina Gölzenleuchter, Abbildung aus »Das ausgesetzte Buch«.

Nachwort

Schreiben verlangt Abstand. So kann man in kurzen Worten Friedrich Grotjahns Herangehensweise an Texte beschreiben.

Geboren 1935 im »Zweihundert-Seelen«-Dorf Hary in Niedersachsen, studierte er in Marburg und Berlin Evangelische Theologie und war sowohl Gemeindepfarrer in Hannover, als auch später von 1968 an Studentenfarrer in Braunschweig.

Neben zahlreichen anderen Beschäftigungen, zum Beispiel der des Generalsekretärs der Evangelischen Studentengemeinden in der BRD und West-Berlin, war er bis 1998 auch Lehrbeauftragter für Kreatives Schreiben an der Evangelischen Fachhochschule Bochum.

Mit dem Schreiben näherte er sich dem an, was er als seine »Zwei Leben« bezeichnen sollte.

Denn aus dem Leben als Gemeindepfarrer – zuletzt bis 1991 in Salzgitter – wechselte er über zum Leben als Schriftsteller.

Inspiration war ihm dabei sein Alter Ego Pastor Schäfer. Da versucht Pastor Schäfer in der Geschichte »Klare Worte« aus dem Erzählband *»Der weiße Neger wunderbar«* (1989), seine Hochzeitsgemeinde mit anti-emanzipatorischen Reden zu provozieren, um ihr einen Spiegel vorzuhalten. Doch dies gelingt ihm nicht. Denn die Menschen sind konservativer, als sie es sich selbst eingestehen wollen.

Und die jungen Leute, die nach Pastor Schäfers Eindruck eigentlich eine partnerschaftliche Ehe führen wollen, ziehen dann doch das weiße Brautkleid und das Geführtwerden vom Vater der Braut auf dem Weg zum Altar vor. Dort wartet nach alter Tradition der Ehemann, der die Braut aus den Händen des Vaters empfängt. Dabei lebt das Paar doch schon seit drei Jahren zusammen.

In »Die Geburtsanzeige« ist Pastor Schäfer entsetzt über die Autohändler-Sprache, die ein Neugeborenes als »Sondermodell« mit »Leergewicht« darstellt und von einer »Erstzulassung« spricht. »Die Rede von der Geburt eines Menschenkindes zur Blech-Sprache verkommen.«

Doch sein Bemühen, sich an dem Verfasser der Anzeige zu rächen, misslingt.

Er hat den falschen Mann am Telefon und versprüht seinen süffisanten Witz vergeblich.

Pastor Schäfers Versuche, der Wirklichkeit zu begegnen, sind von Geduld und Humor getragen und schlagen, da sie oft ihr Ziel verfehlen, in Skurrilität um.

Das Bemühen, Menschen etwas begreiflich zu machen, ist zum Scheitern verurteilt, wenn das Gegenüber gar nicht zuhört.

Die witzig-skurrilen Geschichten über Pastor Schäfer werden in den Bänden »Der weiße Neger wunderbar« (1989), »Die Braut sagte Nein« (1993) und »Gottes Schuhgröße« (2001) erzählt.

Friedrich Grotjahn, seit 1993 Mitglied im Verband Deutscher Schriftsteller sowie seit 2009 Mitglied der Kogge, gehört auch zu den Bochumer Literaten. Zu seinen literarischen Vorbildern zählen Heinrich Heine, Joseph Conrad und José Saramago.

Seine »nachhaltigste Lesebegegnung« aber, wie er es in dem 2004 erschienenen Band »Sie schreiben in Bochum« ausdrückt, hatte er mit den Geschichten des alten Testaments.

Grotjahn ist nicht nur Autor, sondern auch Literaturpädagoge und Journalist.

Dies macht sich besonders in seiner Arbeit für den Hörfunk bemerkbar:

Zahlreiche Interviews – von Adam und Eva bis Judas – erstellte er gemeinsam mit der Bochumer Biografin Barbara Hagin für den Südwestdeutschen Rundfunk: »Vereinigte Paradiese, hier ist Gloria, was kann ich für sie tun?«

so beginnen die literarischen Interviews, die mit einem Augenzwinkern auf biblische Gestalten schauen. Es geht um Abraham und Sara, Jakob und Esau, David und Bathseba, Maria von Magdala, Josef und Petrus. Selbst ein Weihnachtsmann und ein Heiliger Dreikönig dürfen in dieser illustren Radioreihe nicht fehlen. Erschienen sind einige der Interviews im Herder-Audio-Kreuz Verlag, 2009.

Seit 1991 erschienen circa 200 Features aus den Bereichen Kultur, Literatur und Religion.

Auf dem Gebiet Bühne und Drama kam es 1998 in Duisburg zur Aufführung der »*Feierstunde in Gorleben. Eine andächtige Satire auf die Anbetung der Atomkraft.*«

Grotjahn ist tief verwurzelt in der 68er-Bewegung, die er aktiv zu seiner Zeit als Gemeindepfarrer in Hannover (1967-68) und als Studentenpfarrer in Braunschweig (1968-73) miterlebte.

Ein anderer Aspekt seines Werkes: die deutsche Kolonialgeschichte und der Einfluss des Ersten und Zweiten Weltkriegs auf nachfolgende Generationen.

Der Roman »*Ein Grab in Casablanca*« (2013) befasst sich mit deutscher und französischer Kolonialgeschichte in Marokko. »Vergangenheit, die in die Gegenwart hineinragt«, wie Grotjahn schreibt.

Die Kolonialgeschichte Marokkos wird verbunden mit der Familiengeschichte Lena Bachs, die in Casablanca nach dem Grab ihres Großvaters sucht, sowie mit der Geschichte Thomas Jantzens, dessen Vater während des Zweiten Weltkrieges in der Vor-Sahara auf einem 1100 Meter hohen Wüstenplateau im Lager von Quarzazate interniert war.

Konfrontation mit der Vergangenheit auf ganz besondere Weise geschieht auch in der Geschichte »*Eine Gerechte*« (2002), erschienen mit Holzschnitten von Horst Dieter Gölzenleuchter in der Edition Wort und Bild.

Die Geschichte spielt in den letzten beiden Jahren der NS-Herrschaft und beschreibt, wie ein jüdisches Mädchen, Sarah Herzberg, von der Pfarrersfrau Gerda Döhning vor den Nazis versteckt wird. Das jüdische Mädchen bekommt einen neuen Vornamen zugeteilt und wird als Verwandte von Gerda Döhning ausgegeben. Sarah darf ihren Namen nicht nennen und dies bedeutet für das fünfjährige Mädchen den Verlust der Identität.

Interessant ist, dass diese Geschichte auf wahren Erlebnissen beruht: Die Stiefmutter Friedrich Grotjahns versteckte von 1943 bis 1945 das jüdische Mädchen und rettete das Kind somit vor der Deportation.

Bekannte Friedrich Grotjahns reisten nach Israel und besuchten dort die Gedenkstätte Yad Vashem. Dort erzählten sie von der Geschichte *»Eine Gerechte«* und von den wahren Hintergründen.

Daraus entwickelte sich ein Briefwechsel und eine Recherche. Gemeinsam mit seiner Schwester Elisabeth Scheffler forschte Grotjahn nach und sandte an die Gedenkstätte Yad Vashem in Israel einen *»Bericht über unsere Nachforschungen nach »Sarah Herzberg«, genannt »Marlene«, die von 1943 bis 1945 von Marianne Hachmeister im Pfarrhaus Sehlde/Niedersachsen vor den Nazis versteckt und so gerettet wurde.«* (2014)

Nach Kriegsende gelangte das Mädchen mit einem Kindertransport des Roten Kreuzes in die Schweiz, erfuhr Friedrich Grotjahn. Von dort aus ging es später zurück nach Deutschland und zur Mutter. Grotjahn und seine Schwester fanden das gerettete Kind, nun eine etwa 76-jährige Frau, also wieder, doch Sarah Herzberg, die ihres Namens Beraubte, lehnte jeden Kontakt ab. Sie wollte sich mit ›dieser Zeit‹ nicht mehr auseinandersetzen müssen.

»Nichts kann so falsch sein, wie die Erinnerung. Jahrzehnte später sieht alles so einfach aus und glatt ...«, dieses

Zitat von Friedrich Christian Delius stellt Grotjahn seinem Bericht voran. Die Vergangenheit weist Höhlen und Nischen auf, in die sich die Nachgeborenen ungern begeben. Was es bedeutete, ein Kind zu verstecken, für die Mutigen, die dies taten, und auch für die, die versteckt wurden, macht »Eine Gerechte« erfahrbar.

Zugleich ist auch dies ein Hinabtauchen in Familiengeschichte auf realer Ebene, wie es »Ein Grab in Casablanca« auf fiktionaler Ebene leistet.

Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit mit Bezug auf die NS-Diktatur unternimmt auch Eva Bormann in dem Buch »Ich habe mir geschworen nicht zu schweigen« (2006). In dem von Friedrich Grotjahn herausgegebenen Buch schildert sie ihre Entwicklung von einer überzeugten Nationalsozialistin zur »Friedensfrau«.

Ein weiterer wichtiger Aspekt in den Veröffentlichungen Friedrich Grotjahns ist die Bedeutung von Tieren – sowohl im Roman »Ameisen in der Stadt« (2016) als auch in seinen Kurzgeschichten. »Von Ameisen und anderen Tieren« (2018).

Der Roman thematisiert Geschehnisse der Nazi-Zeit: Karl Stiefel tritt aus Protest gegen die kommunistische Einstellung seines aus dem Krieg heimgekehrten Vaters in die SS ein. Grotjahn setzt diese Geschehnisse in Bezug zum Treiben der Ameisen, die sich mit der ihnen eigenen Systematik immer mehr ausbreiten.

Mit der Erzählung dieser parallelen Stränge schafft es der Autor, die Bedrohlichkeit und Ekelhaftigkeit der Ausbreitung des Nationalsozialismus sichtbar zu machen.

Ameisen sind allerdings nicht die einzigen Tiere, die Friedrich Grotjahn zum Schreiben anregen. Da sind auch der »Muthase«, die »Amsel«, der »Täuberich« und vor allem »Der Habicht«. Letztere ist eine Geschichte über die Fähigkeit des Kindes, das zu sehen, was Erwachsene nicht zu sehen vermögen.

»Der Muthase« wiederum geht auf ein plattdeutsches Lied von Klaus Groth zurück, das beispielsweise Hannes Wader interpretiert hat: »*Lütt Matten de Haas*.« In dem in Dithmarscher Platt verfassten Gedicht geht es um einen Hasen, der tanzen lernen will und in Ermangelung eines anderen Partners mit Reinecke Fuchs Vorlieb nehmen muss, während die Krähe dazu aufspielt. Der naive Hase wird am Ende von beiden verspeist.

In Friedrich Grotjahns Geschichte ist es die Krähe, die dem Hasen Mut macht, sich nicht dem Fuchs auszuliefern, indem sie ihn auf seine positiven Fähigkeiten, wie das Haken schlagen, beim Weglaufen, hinweist.

So wird aus dem Angsthasen ein »Muthase«.

Der Umgang Grotjahns mit Fabel- und anderen Tieren ist spielerisch. Ein feststehender Begriff oder ein Sprichwort wird zum Anlass genommen, die Dinge genauer zu betrachten, umzukehren oder etwas wortwörtlich zu nehmen.

So wird beispielsweise aus dem Sprichwort »Frei wie ein Vogel« die Geschichte »Ein Täuberich« (*Von Ameisen und anderen Tieren*, 2018), in der sich der Ich-Erzähler in eine Taube verwandelt.

Auf seinem Weg als Schriftsteller begleitet hat Friedrich Grotjahn neben dem Herner Autor Volker W. Degener und dem Gelsenkirchener Bibliotheksleiter und Autor Hugo Ernst Käufer vor allem Horst Dieter Gölzenleuchter. Der ebenfalls in Bochum lebende Maler und Grafiker ist seit 1971 auch als Autor tätig.

Die Bände »*Helga im Kamin*« (2011) und »*Das ausgesetzte Buch*« (2005) wurden von Horst Dieter Gölzenleuchter mit Pinselzeichnungen versehen.

Zum Schluss noch einige Worte zur Vorgehensweise in diesem Lesebuch:

Die Zusammenstellung erfolgte weitgehend nach dem Kriterium der Kurzgeschichte und kürzerer Texte.

Aus der CD *»An sich hat er nichts gegen Anhänglichkeit«*, die zum 75. Geburtstag Grotjahns erschien, wurden die Versionen der Texte *»Eine Gerechte«* und *»Zwei Schwestern«* entnommen.

Auf Auszüge aus Romanen wurde in Absprache mit dem Autor verzichtet.

Diese in voller Länge zu würdigen, obliegt dem Interessierten.

»Sagen lassen sich die Menschen nichts, aber erzählen lassen sie sich alles«, diesen Ausspruch Bernard von Brentanos, Bruder des Außenministers Heinrich von Brentano unter Konrad Adenauer, nahm auch Friedrich Grotjahn zum Wahlspruch.

Und so erzählt er uns so viele unterschiedliche Geschichten, traurige und erheiternde, und er erzählt sie sogar in verschiedenen Sprachen: französisch (*»Die dritte Tafel«*, 2012) und russisch (*»Der Kreuzgang der Kulturen«*, 2013 und *»Die Briefe meine lasest du im Schlaf«*, 2011). Immer mit einem Lächeln im Mundwinkel und einem Augenzwinkern.

Textnachweise

Von Berufs wegen – Der weiße Neger wunderbar – Die Geburtsanzeige, Klare Worte, Paul Gerhard, in: Friedrich Grotjahn, *Der weiße Neger wunderbar*, Radius Verlag, Stuttgart 1989 – *Der Tod des Boxers, Gottes Schuhgröße, Die Braut sagte Nein*, in: *Die Braut sagte Nein*, Herder Verlag Freiburg im Breisgau, 1993 – *Der Taxifahrer von Amsterdam*, in: *Gottes Schuhgröße, Geschichten von Pastor Schäfer*, Verlag Agentur Bülbül, Bochum 2001 – *Eine Gerechte*, in: CD *An sich hat er nichts gegen Anhänglichkeit. Freunde lesen Grotjahn für Friedrich zum 75. Geburtstag* (2010) – *Bericht über unsere Nachforschungen nach »Sarah Herzberg«, genannt »Marlene«, die von 1943 bis 1945 von Marianne Hachmeister im Pfarrhaus Sehdel/Niedersachsen vor den Nazis versteckt und so gerettet wurde* (2015) – *Zwei Schwestern*, in: CD, siehe oben – *Das ausgesetzte Buch, Herr König, Der alte Rennfahrer*, in: *Das ausgesetzte Buch*, Edition Wort und Bild, 2005 – *Die Heimkehr, Helga im Kamin, Gottlieb Seidelbast und Herr Glück im Theater, Die Frau im Bus, Unfallursachensteckkarte der Autobahn bei Allershausen, Im Büchermeer oder Die Amsel, Im Bilde*, in: *Helga im Kamin – und andere Geschichten*, Brockmeyer Verlag, Bochum 2011 – *Interview mit Friedrich Grotjahn*, in: *10 Jahre Bochumer Literaten, Einblicke in die Werkstatt*. Projekt Verlag, Bochum, Freiburg 2018 – *Der Habicht, Der Muthase, Kuningunde, Ameisen 2: Der Redner, Die Ratte und der Igel, Ein Täuberich*, in: *Von Ameisen und anderen Tieren*, Projekt Verlag, Bochum, Freiburg, 2018.



Friedrich Grotjahn; Foto Peter Lück.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolph Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96).